

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Gießener Justus Liebig-Universität und
Gießener Hochschulgesellschaft

1 Jahrgang VII
Heft 1
Juni 1974

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen



Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Gießener Justus Liebig-Universität und
Gießener Hochschulgesellschaft

1

Jahrgang VII
Heft 1
Juni 1974

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

Herausgeber **Präsident der Gießener Justus Liebig-Universität
und Gießener Hochschulgesellschaft**

Schriftleitung **Prof. Dr. Helge Pross (Pr)
63 Gießen, Ludwigstraße 28, Ruf (06 41) 7 02 52 35**

*Mitarbeiter
der Redaktion* **Dipl. rer. oec. Manfred Messing (Ms)
63 Gießen, Ruf (06 41) 7 02 42 75**

Druck und Verlag **Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

Inhalt

Personalmeldungen der Justus Liebig-Universität	5
<i>Beiträge</i>	
Weniger Unruhe und mehr Objektivität — Klaus von Dohnanyi und Paul Mikat über die Aufgaben der Universität	9
M. Rainer Lepsius Herausforderung und Förderung der sozialwissenschaftlichen Forschung	25
Der Kanzler, Mitglied der Universitätsleitung — Interview mit Ludwig Karl Wolf	42
Hans Werner Pia Das Nervenzentrum in Gießen — ein Kapitel hessischer Universitätspolitik	52
Hans Werner Pia 20 Jahre Neurochirurgie in Gießen	61
Rolf Winkes Margarete Bieber zum 95. Geburtstag	68
Wulf Emmo Ankel Gemeinsame Zeiten	76
Wulf Emmo Ankel Prof. Dr. W. J. Schmidt in memoriam	87
Odo Marquard Inkompetenzkompensationskompetenz? Über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie	89
Gerhard Müller Platons Dialog vom Staat und sein überpolitischer Sinn	100
Friedrich Wolfzettel Die Suche nach dem Geheimnis — Die Abenteuerromane Jules Vernes	113
<i>Wünsche an die Redaktion</i>	130
<i>Buchbesprechung</i>	131
<i>Biographische Notizen</i>	132

Personalnachrichten der Justus Liebig-Universität

Prof. Dr. phil. *Vinzenz Buchheit* (Lateinische Philologie) hat einen Ruf der Universität Erlangen und ein Angebot der Universität München abgelehnt;

Prof. Dr. med. *Walter Fuhrmann* (Human-genetik) hat einen Ruf der Universität Kiel abgelehnt.

Von den amtlichen Verpflichtungen entbunden

Prof. Dr. phil. Dr. agr. h. c. *Eduard von Boguslawski* (Pflanzenbau und Pflanzen-züchtung).

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Im Fachbereich Physik Dipl.-Ing. Ministerialrat *Heinz Wagner*, vorher Lehrbeauftragter für Energiewirtschaft.

Im Bereich Humanmedizin:

Prof. Dr. med. *Joachim Eichler*, Chefarzt der Orthopädischen Landesklinik Wiesbaden;

Prof. Dr. med. *Lutz Grabow*, Chefarzt der Anaesthesie- und Intensivpflegeabteilung der Evangelischen Krankenanstalten Duisburg-Nord;

Prof. Dr. *Hans-Werner Kirchhoff*, Oberst-arzt am Bundeswehr-Krankenhaus, Gießen, und außerplanmäßiger Professor der Universität München.

Neubesetzung von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

Psychologie

Professur für Pädagogische Psychologie: Prof. Dr. phil. *Norbert Erlemeier*, vorher Akademischer Oberrat an der PH Rheinland, Abteilung Köln.

Germanistik

Professur für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur: Prof. Dr. phil. *Wolfgang Gast*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der PH Esslingen;

Professur für Deutsche Literaturwissen-schaft: Prof. Dr. phil. *Klaus Inderthal*, vorher Dozent am Seminar für Deutsche Literaturwissenschaft.

Sprachen und Kulturen des Mittelmeerraumes und Osteuropas

Professur für Didaktik des Französischen: Prof. Dr. phil. *Michael Wendt*, vorher Studienrat am Friedrich-Schiller-Gym-nasium in Ludwigsburg.

Physik

Professur für Biophysik: Prof. Dr. *Wolfgang Lohmann*, vorher außerplanmäßiger Professor an der Technischen Universität München.

Chemie

Professur für Physikalische Chemie: Prof. Dr. rer. nat. *Manfred Winnewisser*, vorher Kustos am Institut für Physikalische Chemie der Universität Kiel.

Biologie

Professur für Zoologie: Prof. Dr. rer. nat. *Dieter Eichelberg*, vorher Akademischer Rat am I. Zoologischen Institut;

Professur für Zoologie: Prof. Dr. rer. nat. *Erich Schwartz*, vorher Akademischer Rat am Zoophysiologicalen Institut der Uni-versität Tübingen.

Veterinärmedizin

Professur für Tumorvirologie: Prof. Dr. med. vet. *Hanns Ludwig*, vorher Dozent am Institut für Virologie.

Humanmedizin

Professur für Chirurgie (Allgemein- einschl. Thoraxchirurgie): Prof. Dr. med. *Etzel Adler*, vorher Chefarzt einer Chirurg. Klinik in Annada/Algerien;

Professur für Hygiene: Prof. Dr. med. *Ernst Gerhard Beck*, vorher Wissenschaftlicher Abteilungsleiter bei der Gesellschaft zur Förderung der Lufthygiene u. Silikoseforschung in Düsseldorf;

Professur für Pädiatrie: Prof. Dr. med. *Michael von Hattingberg*, vorher Wissenschaftlicher Assistent am Zentrum für Kinderheilkunde;

Professur für Physiologie: Prof. Dr. med. *Ewald Heerd*, vorher Akademischer Rat am Zentrum für Physiologie;

Professur für Klinische Psychosomatik: Prof. Dr. med. *Gerd Heising*, vorher Akademischer Rat am Zentrum für Psychosomatische Medizin;

Professur für Zahnersatzkunde: Prof. Dr. med. dent. *Rosemarie Horn*, vorher Akademische Rätin am Zentrum Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde;

Professur für Neurochirurgie: Prof. Dr. med. *Rüdiger Lorenz*, vorher Wissenschaftlicher Assistent am Zentrum für Neurochirurgie;

Professur für Anatomie: Prof. Dr. med. *Wilhelm Möller*, vorher Dozent am Zentrum für Anatomie und Cytobiologie;

Professur für Kinderradiologie: Prof. Dr. med. *Werner Schuster*, vorher Abteilungsvorsteher der Röntgenabteilung an der Universitätskinderklinik, Erlangen-Nürnberg;

Professur für Urologie: Prof. Dr. med. *Kurt Ruile*, vorher Oberarzt an der Abteilung für Urologie des Zentrums für Chirurgie;

Professur für Anatomie Prof. Dr. med. *Manfred Ueck*, vorher Dozent am Zentrum für Anatomie und Cytobiologie;

Professur für Innere Medizin: Prof. Dr. med. *Erwin Wick*, vorher Akademischer Oberrat am Zentrum für Innere Medizin;

Professur für Pathologische Anatomie: Prof. Dr. med. *Horst-Dieter Zimmermann*, vorher Akademischer Rat am Zentrum für Pathologie.

Berufungen Gießener Hochschullehrer an andere Hochschulen (Ruf-Annahmen)

Prof. Dr. rer. nat. *Benno Artmann* (Mathematik) an die TH Darmstadt;

Prof. Dr. phil. *Hans Wilhelm Dechert* (Programmiertes Lernen im Rahmen der Pädagogischen Psychologie) an die Universität Bremen;

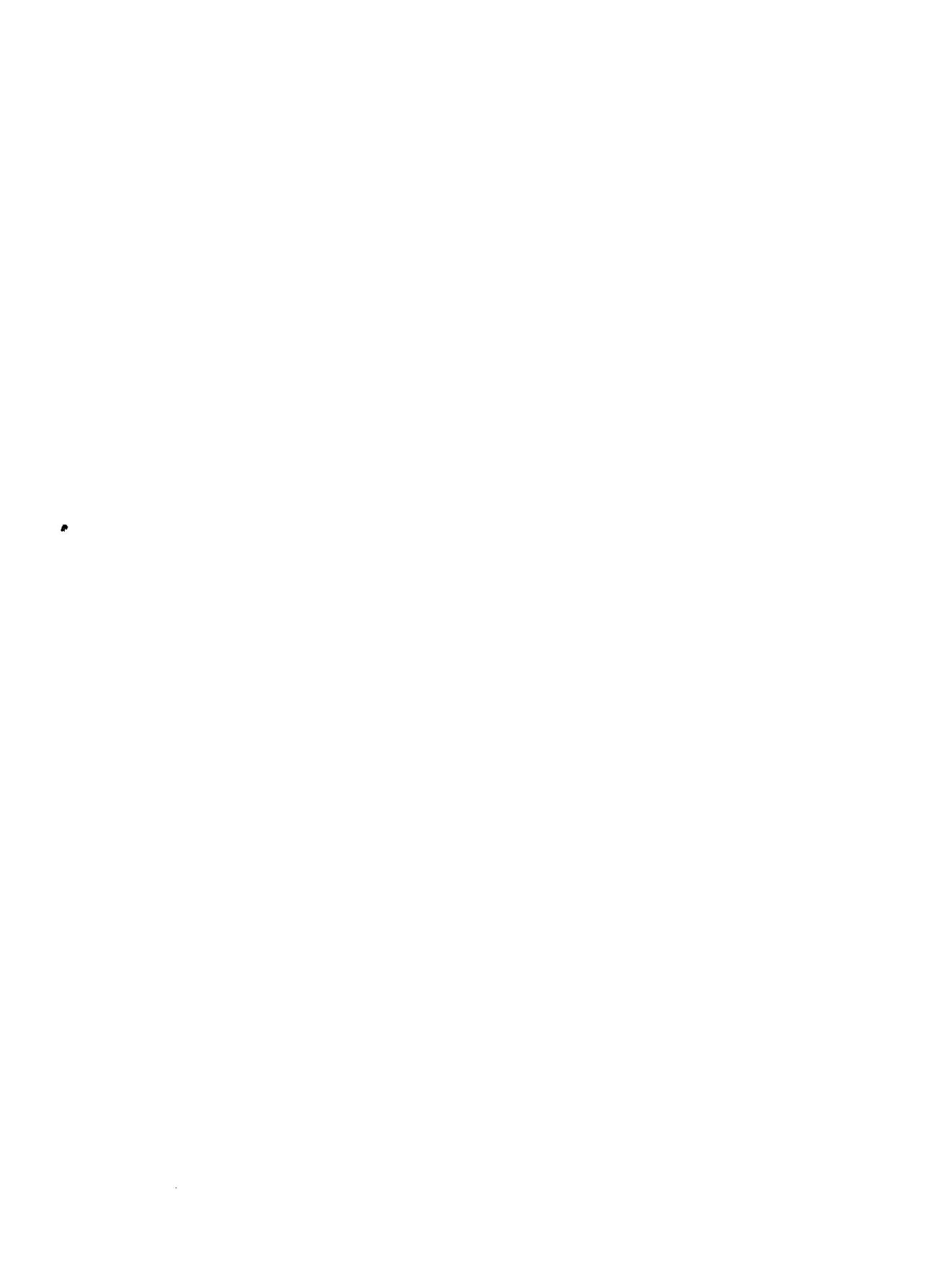
Prof. Dr. med. vet. *Heinz Dietmar Hegner* (Pharmakologie und Toxikologie) an die Universität München;

Prof. Dr. rer. nat. *Werner Röll* (Geographie) an die Gesamthochschule Kassel; Prof. Dr. phil. *Hans-Jörg Sandkühler* (Philosophie) an die Universität Bremen;

Prof. Dr. jur. *Christoph Sasse* (Öffentliches Recht) an die Universität Hamburg;

Prof. Dr. jur. *Dieter Schwab* (Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht, Kirchenrecht) an die Universität Regensburg;

Prof. Dr. phil. *Ernst Wurdack* (Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftspädagogik) an die Universität Frankfurt.



Weniger Unruhe und mehr Objektivität

Klaus von Dohnanyi und Paul Mikat über die Aufgaben der Universität

Interview mit Dr. Klaus von Dohnanyi (SPD),
Bundeswissenschaftsminister im Kabinett Brandt*

REDAKTION: Welche Aufgaben sollen nach Ihrer Auffassung Universitäten heute eigentlich erfüllen?

DOHNANYI: Hochschulen haben nach meiner Auffassung drei zentrale Aufgaben. Einmal die Lehre: Sie gewinnt zweifellos angesichts des immer größeren Anteils der jungen Menschen, die an den Hochschulen ausgebildet werden, an Bedeutung und Gewicht.

Drei zentrale Aufgaben

Dann die Forschung: Ohne Frage besteht die Möglichkeit, daß durch die wachsende Bedeutung der Lehre die Forschung an den Hochschulen gefährdet werden kann. Eine der wichtigsten hochschulpolitischen Aufgaben ist es deshalb, ein Gleichgewicht für die Forschung zu sichern. Dazu gehören auch neue Formen der Schwerpunktbildung zwischen den Hochschulen.

Und drittens: Die Hochschulen haben in Forschung und Lehre die wichtige Rolle der wissenschaftlichen Reflektion in der Gesellschaft, also ihrer Fortentwicklung durch Wissenschaft.

REDAKTION: Wieso meinen Sie, daß Hochschulen diese wissenschaftliche Funktion hätten?

DOHNANYI: Wissenschaft ist Motor der Fortentwicklung der Gesellschaft. Durch neue Erkenntnisse wird die Gesellschaft verändert. Und dessen muß man sich dort, wo Wissenschaft stattfindet, natürlich bewußt sein.

REDAKTION: Wo wird die Universität diesen Aufgaben nach Ihrer Auffassung heute nicht gerecht?

DOHNANYI: Wirklich gerecht wird sie den Aufgaben wohl in keinem der drei Bereiche. Was die Lehre angeht, so ist der größte Mangel die unzureichende Berufsbezogenheit in vielen Fächern; eine gewisse Verachtung, die die Hochschulen in der Vergangenheit für die Praxis hatten und eine Tradition der Lehre, der es im wesentlichen darum ging, *wissenschaftlichen* Nachwuchs auszubilden. Heute geht es aber nicht mehr in erster Linie darum, wenige für den wissenschaftlichen Nachwuchs auszubilden, sondern viele auf die Berufspraxis vorzubereiten.

Mängel in der Aufgabenerfüllung

* Das Interview wurde im April 1974 aufgenommen.

Was die Forschung angeht, so fehlt es nach meiner Auffassung — das muß man allerdings sehr differenzieren — oft an einer wirkungsvollen Abstimmung: Dadurch werden die Mittel für die Forschung an den Hochschulen nicht immer sinnvoll eingesetzt. Darüber hinaus fehlt es aber auch in einigen Bereichen, z. B. der Sozialforschung, oft an einer ausreichend praxisbezogenen Fragestellung.

Auch die Rolle gesellschaftlicher Reflektion, die die Hochschule in der Bündelung gesellschaftlicher Probleme wie ein Brennglas wahrnehmen könnte, wird nach meiner Meinung nicht erfüllt. Sicherlich ist dies wohl auch Folge der starken quantitativen Überlastung der Hochschulen.

REDAKTION: Welche Möglichkeiten sehen Sie für die Zukunft, daß die Universität ein solches Brennglas werden könnte, daß sie stärker als bisher die gesellschaftlichen Probleme bearbeitet und beantwortet?

DOHNANYI: Dazu braucht die Hochschule, so merkwürdig es klingen mag, mehr Ruhe — jedenfalls nicht mehr soviel Unruhe wie bisher. Um zur Ruhe zu kommen, bedarf die Hochschule vor allem einer klaren Lösung ihrer quantitativen und strukturellen Probleme.

Quantitative Probleme

Das quantitative Problem läßt sich aber nur durch eine gleichzeitige grundlegende Neuordnung des Schulwesens lösen. Solange wir die Eltern zwingen, ihre 10jährigen Kinder ins Gymnasium zu schicken, damit sie evtl. später studieren können, werden wir weiter mit der Überlastung der Hochschulen leben müssen. So paradox dies klingt: Nur wenn der Zugang zur Hochschule nicht mit 10 oder 12 sondern weitgehend erst mit 15 oder 16 Jahren entschieden wird, und auch dann noch über die Berufsbildung möglich bleibt, werden wir die quantitative Seite des Hochschulproblems politisch erfolgreich steuern können.

REDAKTION: Es wird heute viel von den Rechten der Studenten gesprochen. Ich bin konservativ genug, auch die andere Frage zu stellen: Worin sehen Sie Pflichten der Studenten?

Studium ist Chance und gesellschaftliche Aufgabe

DOHNANYI: Zunächst einmal würde ich sagen, es ist progressiv, auch die Pflichten zu sehen. Ich betrachte es nämlich in keiner Weise als konservativ, wenn man das Studium als eine gesellschaftliche Aufgabe ansieht. Man muß erkennen, daß es gesellschaftliche Aufgaben nicht geben kann ohne Pflichten: Die Studenten haben also selbstverständlich Pflichten, z. B. dieses »Angebot« Studium mit all seinen Möglichkeiten auch zu nutzen.

Die Studenten bekommen diese außergewöhnliche Chance des Studiums — die Möglichkeit sich selber weiter zu entwickeln, mehr zu lernen, die Umwelt und sich selbst besser zu verstehen und schließlich auch damit in der Regel später mehr Geld zu verdienen — von der Gesellschaft. Dafür stellt der Steuerzahler

sehr viel Geld zur Verfügung. Beide Chancen, die Chance der Emanzipation und die Chance, später eine erfüllendere Arbeit haben zu können, müssen von den Studenten durch entsprechende Arbeitsleistung honoriert werden. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß Studenten, wie andere junge Menschen ihres Alters auch, 11 Monate im Jahr mit einer 40-Stunden-Woche rechnen müssen. Daß hiermit nicht die Zahl der Vorlesungsstunden gemeint sein kann, ist klar: gemeint ist der Arbeitsaufwand für das Studium. Dies ist meine Auffassung gewesen — nicht sehr populär bei den Studenten — aber ich glaube, das ist notwendig.

REDAKTION: Worin sehen Sie nun die Hauptpflichten für Professoren?

DOHNANYI: Die Hauptpflicht der Professoren ist es, die Aufgaben in Lehre und Forschung zu bewältigen — aber das ist zunächst wohl nicht mehr als eine Leerformel.

Ich will auf die Lehre näher eingehen: Sie muß stärker berufsbezogen — in einigen Fächern sogar sehr viel stärker berufsbezogen sein. Ich denke z. B. an die Ausbildung der jungen Juristen, aber auch an die Volks- und Betriebswirte. In diesen Fächern werden die praktischen Kenntnisse oft nicht so vermittelt, wie es für die spätere Berufsarbeit erforderlich wäre. Deshalb beherrschen bei den Juristen immer noch die Repetitoren das Feld.

Berufsbezogene Lehre

Professoren müssen deswegen einsehen, daß sie eine Aufgabe des Unterrichtens haben, der Ausbildung, der Berufsbildung, wie wir im Hochschulrahmengesetz gesagt haben. Und das fällt sicherlich zahlreichen Hochschullehrern schwer, die mit der Prämisse an ihre Arbeit gegangen sind, eigentlich seien sie zum Forschen da und als Nebenprodukt könnte auch noch unterrichtet werden. Das ist etwas überspitzt formuliert, aber es entsprach sicherlich dem Selbstverständnis zahlreicher Hochschullehrer. Die Forschung fällt in besonderer Weise in die unteilbare Selbstverantwortung der Professoren. Forschung ist, wenn sie wirklich neue wissenschaftliche Kenntnisse produzieren soll, eine nicht zu reglementierende weil kreative Tätigkeit. Aber hier sollte von zahlreichen Professoren stärker erkannt werden, wie beachtlich die Mittel sind, die bereitgestellt werden, und wie groß daher die Verantwortung des einzelnen zur sinnvollen Nutzung der Mittel ist.

*Forschungsmittel
sinnvoll nutzen*

REDAKTION: Eine Frage zur Berufsbezogenheit der Lehre. Es handelt sich hier ja um ein doppeltes Problem. Einmal gibt es eine ganze Reihe von Fächern, die nicht für einen Beruf vorbereiten, für die es keine parallelen Berufe gibt. Nehmen wir das Studium der Politikwissenschaft. Sie bildet nicht primär künftige Politiker aus.

DOHNANYI: Von diesen Fächern gibt es nur sehr wenige, Sie haben eines genannt und es fallen Ihnen sicher nicht sehr viele zusätzliche ein. Über 50% der

*Studiengänge
Berufsfeldern
zuordnen*

Absolventen der Hochschule sind z. B. Lehramtsabsolventen. Wenn man die so ausbilden würde, daß sie wirklich gute Lehrer sein können, hätten wir schon 'mal bei 50% dies Problem geklärt. Dann kommen 13% Studierende der Medizin, die werden in der Regel berufsorientiert ausgebildet, und dann noch einmal 6% Juristen, bei denen die Zuordnung zu einem Berufsfeld auch relativ klar ist. Wir kommen also sehr schnell zu berufsfeldbezogenen Ausbildungsgängen bei über 70% der Studenten. Nur um die sollte es uns zunächst einmal gehen.

REDAKTION: Gut, aber die Frage der Berufsbezogenheit der Lehre hat auch noch eine andere Seite. Sie nannten jetzt die verschiedenen Lehrer-Studiengänge; nun ist es aber so, daß mindestens im Bereich der bisherigen Philosophischen Fakultäten die Hochschullehrer ihrerseits keineswegs immer etwas vom Beruf des Lehrers wissen. Sie haben keine Erfahrung damit. Wie kann man dieses Problem lösen?

DOHNANYI: Z. B. durch didaktische Zentren etc. Ähnliche Vorschläge sind schon lange gemacht worden. Ich glaube, es kommt darauf an, zunächst einmal die Lehramtsstudiengänge entsprechend klar zu ordnen und dann dafür Sorge zu tragen, daß das Lehrangebot der Hochschule dementsprechend gesichert wird.

Dann ist es nicht mehr so sehr entscheidend, ob ein Professor selber Erfahrungen als Lehrer hat. Er muß vielmehr wissen, daß jemand, der z. B. Englisch in der Mittelstufe zu unterrichten hat, am Ende des Studiums zwei Fähigkeiten haben muß: Erstens muß er Englisch gut können und zweitens muß er didaktisch in der Lage sein, dieses Englisch Jugendlichen zwischen 10 und 16 Jahren zu vermitteln. Ob er aber nun alle Wortursprünge des englischen Vokabulars etymologisch verfolgen kann, das halte ich nicht für so wahnsinnig wichtig. Das Übergewicht, das heute häufig entsteht, weil man wissenschaftliche Kenntnisse bei Menschen fordert, die diese Kenntnisse hinterher gar nicht brauchen können, dafür aber praktische Fähigkeiten nicht vermittelt, die sie für den Beruf dringend benötigen würden, das halte ich für die große Sünde: dicke Brocken des Römischen Rechts und große Flächen von Beowulf, statt fehlerfrei Englisch sprechen und didaktische Kenntnisse und Erfahrungen.

*Praktische Fähigkeiten
vermitteln*

Die werden von manchen Hochschullehrern als zu »handwerklich« verachtet. Aber so sehr ich gegenwärtig im Ruf stehen mag, daß ich kein Freund des Handwerks sei, ist dies doch sicher eine falsche Beurteilung.

REDAKTION: Es ist aber zum Teil ein Problem der Entrümpelung der Studienpläne. Meinen Sie, daß das den einzelnen Fachvertretern oder den einzelnen Hochschulen allein überlassen bleiben soll?

DOHNANYI: Nein, ich bin der Auffassung, daß man hier sehr stark zusammenarbeiten muß und daß man durch Modellstudiengänge am schnellsten helfen kann. Unser Konzept des Hochschulrahmengesetzes geht ja auch dahin,

Modellstudiengänge

daß alle Ergebnisse der Studienreform veröffentlicht werden sollen. Wir werden den Versuch machen, auch durch den Vergleich eine Art Rückkopplung herzustellen, um in den Hochschulen Aktivitäten zur Verbesserung oder zur Entrümpelung in Gang zu bringen oder in Gang zu halten. Es gibt Fälle, in denen vergleichbare Studiengänge mit gleichem Ergebnis an einer Universität in acht und an einer anderen Universität in 12 Semestern bewältigt werden. Da muß man einmal hineinleuchten und vergleichen.

REDAKTION: Sind Sie optimistisch oder eher pessimistisch im Hinblick auf die Realisierbarkeit?

DOHNANYI: Ich bin ganz sicher, daß dies kommt: Der Druck des Finanzbedarfs und der Druck auf die Studienplätze wird es nicht dulden, daß Leute, die an sich in 8 Semestern ausgebildet werden könnten, dort 12 Semester herumsitzen müssen.

REDAKTION: Eine andere Frage. Gibt es Hochschulsysteme oder Lösungen für Hochschulprobleme in anderen Ländern, die uns als Vorbild dienen könnten?

DOHNANYI: Ich würde das nicht so pauschal sagen. Ich halte aber den internationalen Vergleich für ein ganz entscheidendes Element. Man kann nicht Hochschulsysteme umbauen und dann sagen: warten wir 'mal 20 Jahre und wenn wir dann einen Fehler gemacht haben, machen wir es wieder neu. Nein, Erfahrungen müssen umgesetzt werden.

*Internationale
Erfahrungen umsetzen*

REDAKTION: Haben Sie die Erfahrungen, die mit Reformen von Hochschulen in der Bundesrepublik schon gemacht worden sind, studiert?

DOHNANYI: Aber natürlich! Mit sehr viel Sorgfalt studieren wir alle Berichte.

Auch in einzelnen Gesprächen mit den Mitgliedern der Hochschulen, den Hochschullehrern, den Studenten, den Präsidenten usw. versuchen wir uns zu informieren. Nur ist das Feld natürlich so breit, daß jede Gruppe das Gefühl hat, sie wird von uns zu wenig beachtet und zu wenig gehört.

REDAKTION: Aber Sie haben nicht versucht, — nicht Sie, sondern das Ministerium im ganzen — durch wissenschaftliche Untersuchungen Erfahrungsauswertungen zu sammeln?

DOHNANYI: Doch, wir haben ja auch die Modellversuche im Hochschulbereich. Aber ich sagte schon, diese Versuche dauern natürlich eine gewisse Zeit.

REDAKTION: Welche politischen Einflüsse auf die Universität bewerten Sie gegenwärtig positiv und welche eher negativ?

DOHNANYI: Ich glaube, daß die Auseinandersetzungen über politische Fragen an den Hochschulen insgesamt positiv zu bewerten sind. Ich bin allerdings der Meinung, daß ein Versuch, die Hochschule in erster Linie als ein politi-

*Politische Diskussion
an den Hochschulen*

ches, im vordergründigen Sinne politisches Instrument zu sehen, auch Gefahren bringt. Man darf z. B. nicht glauben, wie man dies manchmal bei einigen Gruppen an den Hochschulen antrifft, daß nur das, was heute unmittelbar anwendbar scheint, der Aufgabe der Universität entspräche. Das Sich-Zurückziehen auf Grundsatzfragen, das Nachdenken mit scheinbar sehr großer Distanz auch zu den aktuellen Problemen der Politik, muß in keiner Weise wirklichkeitsfremd oder hochschulfremd sein: große Dinge kommen auf Taubenfüßen.

*Prioritäten der
Forschungsförderung*

REDAKTION: Welches sind Ihre Kriterien für die Festsetzung von Prioritäten in der Forschungsförderung bzw. welche Kriterien für die Ermittlung von Prioritäten halten Sie für die richtigen?

DOHNANYI: Forschungsfragen sind so differenziert, daß man keine schematische Antwort zur sogenannten gesellschaftlichen Relevanz geben kann. Es ist z. B. völlig ausgeschlossen, zu sagen, ob bestimmte Erkenntnisse über das Leben von Insekten »gesellschaftlich relevant« sind oder nicht. Es ist ebenso hoffnungslos, eine entsprechende Frage im Bereich der Sprachwissenschaft oder der Sozialwissenschaft verbindlich zu beantworten.

Es gibt die Aufgabenbereiche in der Forschung, die offenkundig noch mehr Unterstützung brauchen, etwa die Krebsforschung. Da ergibt sich dann ein natürlicher Schwerpunkt. Wenn es an der Didaktik in der Lehrerbildung fehlt, so ist das heute sicherlich eine brüchige Stelle in der Hochschulbildung; dort muß dann auch etwas in der Forschung geschehen.

Anders ausgedrückt: Prioritäten kann man nur bilden, indem man einmal feststellt, wo eindeutige Lücken sind. Die muß man zu schließen versuchen. Dann muß man versuchen, festzustellen, wo in unserem Land, wo an einer Hochschule die Entwicklung eines Forschungsgebietes besonders weit vorangeschritten ist, wo man, im internationalen Maßstab oder auch nationalen Maßstab gemessen, weit vorne liegt. Auch dort sollte man die Chancen fördern. Wo man schwach ist, sollte man also nachhelfen und da, wo man offenkundig besonders gut ist, Vorsprünge erhalten und nutzen. Wenn man diesen beiden Grundsätzen folgen will, bedarf es nach meiner Meinung einer vielfältigen Organisation der Forschungsförderung. Ich bin deswegen immer ein Anhänger von zahlreichen Förderungsinstitutionen gewesen, ich bin gegen eine Verschmelzung zu einer Mammut-Förderorganisation. Denn nur die Vielfalt der Institutionen sichert — wie ich das einmal gesagt habe — die 4. und die 5. Chance auch des kreativen Außenseiters.

REDAKTION: Wo gibt es heute bei uns nach Ihrer Auffassung solche Vorsprungsgebiete der Forschung? Wo haben wir einen Vorsprung und wo sind wir Nachzügler?

DOHNANYI: Ich glaube, daß wir, an dem internationalen Maßstab gemessen, in wenigen Bereichen der Medizin und auch in der Biochemie z. B. heute wieder wirklich vorzüglich sind. Das gilt auch für einige Bereiche der Nuklearphysik, um einen anderen naturwissenschaftlichen Bereich — nur als Beispiel und nicht um andere Bereiche auszuschließen — zu nennen.

*Führende und
zurückgebliebene
Forschungsgebiete*

Ich würde sagen: ausgesprochene Schwächen liegen bei uns im ganzen sozialwissenschaftlichen Bereich, z. B. in der experimentellen Psychologie, wo wir im Vergleich zu den angelsächsischen Ländern ganz schwach sind. Hier müßte sicherlich sehr viel mehr geschehen.

REDAKTION: Welche Möglichkeiten gibt es, solche Gebiete, die zurückgeblieben sind, durch Forschungsplanung auf ein höheres Niveau zu bringen? Inwieweit ist es überhaupt möglich, die Forschung zu planen? Sie sprachen vorhin von kreativen Außenseitern!

DOHNANYI: Die Forschungsplanung besteht in der Regel nicht darin, daß sich jemand in einem Ministerium ausdenkt, was für ein Forschungsprojekt nun gemacht werden sollte. Aber auch das kann der Fall sein: Wenn wir z. B. sagen, wir möchten gern einen Sonderforschungsbereich für ein Feld entwickeln, was ich »Umweltrecht« nenne. Man kann auch von staatlicher Seite bestimmte Projekte aufgreifen, wie den Hochtemperaturreaktor.

Forschungsplanung

Aber in der Regel geht es darum, Forschungsplanung dadurch zu machen, daß Öffentlichkeit und Kommunikation bei den Förderentscheidungen hergestellt werden. Im öffentlichen Meinungsstreit der Wissenschaftler sehe ich die größte Chance einer vernünftigen Forschungspolitik.

*Öffentlicher
Meinungsstreit
der Wissenschaftler*

Dies mag Planungsfetischisten wenig befriedigen. Aber ich sehe bisher nirgends in der Welt ein Kriterien- und Entscheidungssystem, das sachgerechte Planung besser sichert als der demokratische Prozeß der Meinungsbildung in der Öffentlichkeit. Forschungsplanung heißt also, diesen Prozeß zu organisieren, Informationen bereitzustellen, auch Interessen offenzulegen, Projektstrukturen zu schaffen, die immer wieder eine Überprüfung früherer Entscheidungen möglich machen, also Verkrustungen vermeiden.

REDAKTION: Vielen Dank, Herr Minister, daß Sie uns Ihre Zeit zur Verfügung gestellt haben.

Interview mit dem Bundestagsabgeordneten Prof. Dr. Paul Mikat (CDU)*

REDAKTION: Welche Aufgaben sollte die Universität heute im einzelnen erfüllen?

Grundfunktionen

MIKAT: Sicherlich wird man unbeschadet aller Veränderungen, die sich in Staat und Gesellschaft vollziehen, an der Grundfunktion der Universität festhalten müssen, die in der Ausbildung des Nachwuchses für die gesamte Gesellschaft besteht für das, was man früher einmal die »gelehrten Volksberufe« nannte; gleichzeitig aber auch darin, daß sie diese Ausbildung in bewußtem Zusammenhang mit der Forschung treibt: die Höhe ihres Forschungsstandes ist konstitutiv für die Höhe des Ausbildungsstandes. Es gibt also einen Zusammenhang zwischen dem Bildungsauftrag der Universität und ihrem Forschungsauftrag. Eine Universität, die diesen Zusammenhang aufgibt, verfehlt ihre Funktion. Gegenüber spezielleren Ausbildungsstätten, etwa früheren Fachhochschulen, oder innerhalb einer Gesamthochschule, von Fachhochschulgängen, zeichnen sich universitäre Ausbildungsgänge durch ein Mehr an Theorie aus. Das schließt die Reflexion der einzelnen Disziplinen über sich selbst ein, d. h. die Bestimmung ihres wissenschaftstheoretischen Standortes. Erst von daher ist dann die gesamtgesellschaftliche Aufgabe des einzelnen Faches in Angriff zu nehmen, nämlich inwieweit es eine kritische Funktion in der Gesamtgesellschaft erfüllen kann.

REDAKTION: Was verstehen Sie unter »kritischer Funktion« der Fächer und damit der Universität?

*Status der
Objektivität*

MIKAT: Ich möchte eine Vorfrage stellen: Was heißt »gesellschaftsbezogene Funktion« der Universität? Die Universität leistet, neben der Ausbildung der Studenten, einen Beitrag für die materielle und geistige Existenz der Gesellschaft, den sie durch Forschung und Lehre erbringt und den ihr eine andere Institution wohl auch nicht abnehmen kann. Zweitens wird die Universität als organisatorische Zusammenfassung von verschiedenen Disziplinen aus dem Blickwinkel der einzelnen Fächer fragen müssen, inwieweit die gesellschaftliche und die staatliche Ordnung ihr bestimmte Aufgaben stellen. Die Universität existiert ja nicht isoliert in dieser Gesellschaft. Sie müßte eigentlich so etwas gewinnen wie einen Status der Objektivität. Das bedeutet, daß sie prinzipiell ein ideologiefreier Raum sein muß — nicht in dem Sinne, als ob hier Ideologie nicht lehrbar sein dürfte, sondern daß sie als Ganzes unter das

Gesetz der Wahrheit gestellt ist. Die Universität kann freilich nicht »die« Wahrheit vermitteln, aber sie hat in jedem einzelnen Fach eine Tendenz hin auf Wahrheit und Richtigkeit. Das setzt Ideologiefreiheit voraus. Die Universität ist, wie Wissenschaft, ihrem Wesen nach antidogmatisch.

REDAKTION: Welche der Aufgaben, die Sie jetzt umrissen haben, erfüllt die Universität heute nicht in dem Maße, wie das notwendig wäre?

MIKAT: Diese Frage kann nur nach einer sorgfältigen Prüfung der Situation in den einzelnen Disziplinen beantwortet werden. Alle Urteile über die Universität leiden ja darunter, daß sie Pauschalurteile sind. Die Tagesnöte — Numerus clausus, Überfüllung der Hörsäle und Laboratorien — verstellen uns häufig den Blick für das hohe Maß an gutem Willen, das bei den verschiedensten Gruppen in der Universität vorhanden ist. Wenn es nicht realisierbar ist, dann nur infolge der äußeren Bedingungen, unter denen sich universitäres Arbeiten heute vollzieht. Insofern ist es schwierig zu sagen, auf welchen Gebieten die Universität den gesellschaftlichen Anforderungen nicht genügt. Zunächst müßte gefragt werden: Was sind gesellschaftliche Anforderungen, wer bestimmt sie nach welchen Kriterien, und wer artikuliert sie? »Die Gesellschaft« ist ja ein außerordentlich offener Begriff. Hinzu kommt, daß auch auf Seiten der Universität — etwa aus dem Blickpunkt der Rechtswissenschaft oder der Medizin — Fragestellung und Antwort sehr verschieden sein werden, solange die Universität von einer ideologischen Festlegung frei bleibt. Man müßte also bei jeder Disziplin untersuchen, welchen Erwartungshorizont sie von sich selbst aufbaut und welche Erwartungen die Gesellschaft, artikuliert etwa durch ein Parlament oder durch gesellschaftliche Gruppen wie Gewerkschaften oder Kirchen, an die Universität, d. h. an jedes einzelne Fachgebiet heranträgt. Wenn wir beispielsweise feststellen, daß im Bereich der Gynäkologie Deutschland eine höhere Sterbequote haben sollte als andere vergleichbare Länder, so wird man fragen müssen, was in Zusammenarbeit zwischen medizinischen Fächern und staatlicher Gesundheitsverwaltung getan werden kann, um die Sterbequote herabzusetzen. Oder wenn wir feststellen, daß unser Strafvollzug nicht gut arbeitet, daß die Rückfalldelikte unverhältnismäßig hoch sind und nach wie vor ansteigen, dann wird man fragen müssen, welchen Beitrag die Wissenschaft zu leisten hat, damit es nicht nur zu einem humaneren, sondern auch zu einem für die Gesamtgesellschaft effektiveren Strafvollzug kommt. Der Bezug zu Lebensvorgängen der Bürger ist freilich nicht bei allen Fächern im gleichen Maße gegeben wie etwa bei medizinischen, psychologischen oder auch rechtswissenschaftlichen Disziplinen.

Indem die Universität ihre Aufgaben im Sachfeld wahrnimmt, ist sie bereits am Prozeß der kritischen Funktion beteiligt. Denn kritische Funktion kann ja nicht bedeuten, daß alle Wissenschaftler in einen Dauerreflexionsprozeß über die allgemeine Befindlichkeit der Gesellschaft eintreten. Das würde das Ende

*Vielfältige
gesellschaftliche
Erwartungen
an die
Einzelwissenschaften*

Kritische Funktion

der jeweiligen Disziplin sein. So käme ein Mikrobiologe, der nur noch über den Zustand der Gesellschaft an sich reflektieren würde, kaum noch zur Mikrobiologie, sondern müßte das Fach wechseln oder einen Kuraufenthalt antreten. Natürlich sollte er seine Ergebnisse in eine Relation setzen zum gesamtgesellschaftlichen Geschehen. Das sind kleine Bausteine zu einem sinnvollen Ganzen. Sicher müssen einige Disziplinen, weil sie von der Fragestellung allgemeiner angelegt sind und daher auch einen höheren Theorieanteil haben, diesen Reflexionsprozeß stärker betreiben. Beispiele dafür sind Philosophie und Soziologie. Das darf uns aber nicht den Blick dafür verstellen, daß andere Disziplinen unter anderen Gesetzmäßigkeiten angetreten sind und daß gerade die Unverwechselbarkeit der Fächer die insgesamt kritische Funktion der Universität garantiert.

REDAKTION: Sind die gesellschaftlichen Erwartungen an die Universität nicht auch aus den Anforderungen ablesbar, die im Berufsleben an die Absolventen gestellt werden? Neben fachspezifischen Anforderungen gibt es sicher auch solche von allgemeiner Natur.

Berufsfähige Absolventen MIKAT: Es gibt einen ganz wichtigen Grundsatz für unsere Bildungsinstitutionen, den wir in der Reformdiskussion häufig übersehen. Sie haben nicht die Aufgabe, den Berufsfertigen, sondern den Berufsfähigen zu entlassen. Das heißt, einen Absolventen, der in der Lage ist, mit einem wissenschaftlichen Instrumentarium, aber auch mit der theoretischen Vertrautheit im Beruf bestimmte Aufgaben zu erfüllen, die er nicht von Anfang an perfekt gelernt hat. Erst im Einüben gewinnt er dann zusätzlich auch noch das notwendige Maß an praktischer Erfahrung. Kurz: derjenige, den die Universität entläßt, soll fähig sein, ist aber nicht fertig.

REDAKTION: Sie meinen also Berufsvorbereitung und nicht nur nutzenbezogene Berufsausbildung?

MIKAT: Das eine schließt das andere nicht aus. Ich wünsche mir keineswegs den theoretisierenden Mediziner, er soll ja schon verantwortlich auf seine spätere Tätigkeit hin ausgebildet werden. Das gleiche gilt für den Lehrer. Die Universität soll ihn jedoch nicht als den völlig Fertigen entlassen, sondern als einen, der die Fähigkeit hat, sich die Fertigkeiten anzueignen.

REDAKTION: An der Universität ist heute viel von zu gewinnenden oder zu erkämpfenden Rechten der Studenten die Rede; der altmodische Begriff der Pflicht fällt dabei meist unter den Tisch. Worin sehen Sie die Pflichten des Studenten?

MIKAT: Die Stellung von Professoren, Assistenten und Studenten wird bestimmt durch die Aufgaben der Universität. Ich gehe davon aus, daß es zwischen Professoren auf der einen Seite und Studenten auf der anderen keinen

Zielkonflikt gibt. Insofern ist ein völlig anderer Tatbestand gegeben als etwa in einem Betrieb. Während sich dort Arbeitnehmer und Arbeitgeber gegenüberstehen, sind an der Universität alle, die an diesem Prozeß von Ausbildung, Lehre und Forschung beteiligt sind, unter das Gesamtziel ihres Faches gestellt und haben hier unaustauschbare Funktionen. Die Funktion des Studenten ist nicht austauschbar mit der des Professors und die des Professors nicht austauschbar mit der des Studenten. Das gleiche gilt für die Schule. Damit ist nichts gegen Mitwirkungs- und Mitsprachemöglichkeiten in Bereichen gesagt, in denen die Primärfunktionen nicht zur Diskussion stehen, etwa in der akademischen Verwaltung. Akademische und nicht-akademische Verwaltung ist aber nur sinnvoll, wenn sie den Primärzielen der Universität dient. Denn eine Universität wird ja nicht verwaltet, um zu verwalten, sondern damit besser geforscht, besser gelehrt und besser ausgebildet werden kann. Nur dann kann sie auch ihre kritische Funktion wahrnehmen. Aus diesen Tatsachen ergibt sich für jeden Studenten die Notwendigkeit, das Primärziel der Universität während seiner Studienzeit zu seinem eigenen zu machen. Das heißt, er muß daran interessiert sein, eine gute Ausbildung zu bekommen, und er sollte am theoretischen Reflexionsprozeß seines Faches in Seminaren und Diskussionen teilnehmen. Das verwehrt ihm nicht Mitwirkungs- und Mitsprachemöglichkeiten in ganz bestimmten Gremien. Nur sollten die Studierenden wieder mehr Sinn für Prioritäten bekommen.

*Kein Zielkonflikt
zwischen
Professoren und
Studenten*

REDAKTION: In vielen Fällen ist es heute doch so, daß nicht mehr das Primärziel der Universität an erster Stelle steht, sondern die Frage, welche Art von Wissenschaft gelehrt werden soll. Aus diesem Grunde entstehen dann Konflikte zwischen Professoren und solchen Studentengruppen, die die Wissenschaft in einer bestimmten Richtung festlegen wollen.

MIKAT: Wenn jemand sagt, welche Wissenschaft gelehrt werden soll, dann kann diese Forderung durchaus berechtigt sein im Sinne der Öffnung der Universität für verschiedene Sichten. Sollte es allerdings so sein, daß darunter die Etablierung einer Ideologie verstanden wird, dann verstößt das gegen das Wesen der Universität.

REDAKTION: Soll die Offenheit der Universität soweit gehen, daß sie auch Denkrichtungen in sich hereinnimmt, die ihrerseits alle Offenheit negieren und deren Vertreter meinen, a priori im Besitze der Wahrheit zu sein?

MIKAT: Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß jemand auch diese Standpunkte darlegt. Wer sie allerdings mit der Zielsetzung vertritt, genau die Freiheit, die ihm selber gewährt wird, letzten Endes aufzuheben, gefährdet die Freiheit der Wissenschaft an ihrer Wurzel. Die Universität steht nicht im freien Raum, sondern sie übt ihre Funktionen innerhalb des gesamten Verfassungsgefüges aus. Darin hat sie eine weitgehend privilegierte Stellung zuge-

*Freiheit der
Wissenschaft nicht
mißbrauchen*

wiesen bekommen. Wenn nun das Bonner Grundgesetz der Universität, der wissenschaftlichen Lehre und der Forschung ein so hohes Maß an Freiheit zubilligt, dann nur unter der Voraussetzung, daß diese Freiheit nicht dazu gebraucht wird, die Gesamtfreiheit aufzuheben.

REDAKTION: Aus dem Gesagten geht schon Vieles über die Pflichten der Professoren hervor. Dürfen wir daher gleich die Frage anschließen, wie Sie die Rolle des Assistenten sehen? Meinen Sie, daß der Assistent abschaffungsbedürftig war oder hatte diese Rolle für beide Seiten eine sinnvolle Funktion?

Rolle des Assistenten MIKAT: Man kann den Assistenten natürlich dem Begriff nach abschaffen. Die Frage ist, schaffen wir ihn damit auch der Sache nach ab oder sollte man ihn der Sache nach abschaffen. Es gibt sicherlich bei demjenigen, der ein Universitätsstudium abgeschlossen hat, vor der Phase, in der das volle Hochschul-lehrerdasein beginnt, notwendige Übergangszeiten, in denen er sich spezialisierter und vertiefter mit bestimmten wissenschaftlichen Problemstellungen und Forschungsaufgaben beschäftigt. Der Zusammenhang von Lehre und Forschung an der Universität wird ja dann geradezu wieder aufgehoben, wenn man ihn als Beteiligung an der Forschung von der ersten Stunde an versteht, vom ersten Semester an. Es gibt in allen Lebensbereichen ein Hineinwachsen in selbständige Handlungsvollzüge. Wer ein Studium abgeschlossen hat und sich der Hochschullehrerlaufbahn zuwendet, soll ja noch eine Zeit haben, in der er — freigestellt von sonstigen beruflichen Verpflichtungen — das wissenschaftliche Arbeiten erlernt, so daß sie noch weitgehend eine Lehrzeit ist. Ich denke an meine Assistentenzeit mit großer Dankbarkeit auch gegenüber meinen akademischen Lehrern zurück, denn ich habe viel gelernt, indem ich an bestimmten Vorhaben dieser Lehrer mitwirken durfte. Daß es dabei früher an der Universität Mißstände gegeben hat, soll gar nicht geleugnet werden. Aber man muß auch den Vorteil personaler Bindungen sehen. Ich habe dieses Lehrer/Schüler-Verhältnis nie für schlecht gehalten. Es war nicht nur eine Vermittlung von Kenntnissen, die man woanders nachlesen konnte, sondern ein Weitergeben von Blickrichtungen, ein Weitergeben der Art zu fragen, auch ein Weitergeben der kritischen Beurteilung. Es war eine Zeit des Erfahrungssammelns, die man vielleicht erst später als Hochschullehrer richtig würdigt, die ich vielleicht auch in meiner Assistentenzeit selber nicht so hoch gewürdigt habe, wie heute in rückschauender Betrachtung.

REDAKTION: Das, was Sie jetzt sagten, betrifft aber nur die eine Seite der überkommenen Rolle des Assistenten, nämlich sein eigenes Lernen und seine eigene Ausbildung. Nun hatte diese Rolle aber auch noch eine andere Seite: das Assistieren bei dem Professor. Das ist ja die Seite, die kritisiert worden ist. Wie weit halten Sie diese Funktion noch für sinnvoll und vertretbar?

MIKAT: Ich halte sie für notwendig. Ein Blick in die naturwissenschaftlichen und medizinischen Disziplinen zeigt die strukturelle Bedeutung sehr deutlich. Stellen Sie sich vor, ein Chirurg würde, ohne je assistiert zu haben, praktizieren. Das wäre ein glatte Katastrophe. Gerade an der Medizin wird sichtbar, daß es diese Zeit des Einübens geben muß.

Zeit des Einübens

REDAKTION: Andererseits benötigt aber der Professor auch die Unterstützung des Assistenten. Beispielsweise wäre ein Chirurg überfordert, wenn er sämtliche Handgriffe selbst ausführen müßte. Es ist also nicht nur ein Vorteil für den Assistenten, daß er bei der Operation lernt und Schritt für Schritt auf das höhere Niveau gelangt, sondern ebenso eine notwendige Hilfe für den Professor.

MIKAT: Selbstverständlich. Ich habe das ja nicht in dem Sinne verstanden, daß auf der einen Seite nur ein Gebender und auf der anderen Seite nur ein Nehmender ist. Aber aus der Tatsache, daß der Professor auf Hilfe angewiesen ist, kann noch nicht geschlossen werden, daß die Funktionen beliebig austauschbar sind. Der Assistent wächst in eine Rolle hinein und erreicht mal schnell, mal langsam die Stelle, wo er vielleicht sogar denjenigen, dem er zur Seite war, überholt hat. Man kann von daher die Universität definieren als einen Ort, an dem ein Vorsprung von Wissen und Erfahrung weitergegeben, eingeholt und letzten Endes überholt wird.

REDAKTION: Gibt es nicht auch bestimmte Aufgaben in einer Universität, die ohne Hilfe von Assistenten überhaupt nicht erfüllt werden können? Ist nicht der Assistent als Institution nötig — nicht nur, weil man gewisse Dinge in einer Art Lehrlingsverfahren lernen muß, sondern auch, weil bestimmte Aufgaben einfach nicht lösbar sind, wenn keine Helfer zur Seite stehen, die mehr sind als technische Kräfte?

MIKAT: Ich dann das nur bejahen. Zumindest wird die Rolle des Assistenten unter dem Gesichtspunkt zu sehen sein, welche neuen Fragestellungen er aus seiner Sicht einbringt. Kritisch wird die Sache, wenn sich daraus Kampfsituationen entwickeln, weil dann beide — Assistent bzw. Assistenzprofessor und Professor — sich nicht mehr einem Ziele zugeordnet wissen. Wenn sie meinen, prinzipiell verschiedene Ziele zu haben, dann geben sie ihre Bindung an die Zielsetzung und die gesellschaftliche Aufgabe der Universität auf.

REDAKTION: Welche Hochschulsysteme in anderen Ländern könnten nach Ihrer Auffassung für unsere Universitäten in irgendeiner Weise als Vorbild dienen? Wo sehen Sie in anderen Ländern Lösungen für Hochschulprobleme, die uns zumindest Anregungen geben könnten?

MIKAT: Ich kenne die Hochschulsysteme der USA und einiger westlicher Länder aus eigener Erfahrung. Die Gemeinsamkeiten sind bei näherem Hinsehen doch sehr viel stärker als es sich auf den ersten Blick erweist, nämlich dann,

*Vergleich mit
ausländischen
Hochschulsystemen*

wenn man sich loslöst von den Fragen der Organisationsstruktur. Eine amerikanische Universität bietet zwar zunächst einmal den Eindruck eines eher der Gesamthochschulkonzeption entsprechenden Unternehmens. Bei genauerem Hinsehen stellt man aber fest, daß auch dort die Differenzierungen relativ groß sind, und ich halte das nicht für schlecht. Sicherlich gibt es ausländische Modelle, in denen der Leistungsdruck stärker ist als bei uns. Das scheint mir in Frankreich, vor allem aber in den USA der Fall zu sein, wo der einzelne Student durch die Art des Stipendienwesens in einen unerbittlichen Prüfungssog hineingezogen wird. Wir haben das in Deutschland bisher nicht in dem Maße gehabt. Die Humboldtsche Konzeption ging ja davon aus, den Studierenden, vor allen Dingen im Bereich der geisteswissenschaftlichen Fächer, in einer langen Zeit der Muße zu halten. Das hatte Vor- und Nachteile. Begrüßen würde ich, wenn es zu einer größeren Durchlässigkeit der einzelnen Disziplinen kommen könnte, wie sie in Amerika schon vorhanden ist, und wenn wir — das ist auch eine Frage der finanziellen Mittel — zu vernünftigen numerischen Relationen von Lehrenden zu Lernenden kämen. Ein Teil unserer Schwierigkeiten an den Universitäten hängt ja damit zusammen, daß die personalen Kontakte und die personale Weitergabe methodischer, aber auch fachspezifischer Probleme dadurch erschwert wird, daß die Relation Hochschullehrer/Studenten gestört ist. Ich kenne in Amerika Universitäten, in denen genau festgelegt ist, wieviel Studierende aufgrund der Möglichkeiten für ein Lehrangebot überhaupt aufgenommen werden dürfen. Diese Relationsfragen sind in den Vereinigten Staaten an den Universitäten, die ich kenne, besser gelöst als bei uns. Wir werden auf diesem Gebiet erhebliche Anstrengungen machen müssen.

*Personaler Kontakt
erschwert*

REDAKTION: Sie erwähnten es schon: ist das nicht auch eine Frage der finanziellen Mittel?

MIKAT: Wir stehen jetzt vor der Schwierigkeit, daß als Folge hoher Geburtenraten und intensiver Bildungswerbung — die durchaus positiv zu werten ist — ein solcher Ansturm von Studenten auf die Universitäten zukommt, daß sich selbst die besten Reformansätze infolge des Massenproblems nicht voll realisieren lassen.

REDAKTION: Was könnten die Universitäten von sich aus tun, um die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel besser zu nutzen?

MIKAT: Zum ersten müssen die einzelnen Fachbereiche in dieser Zeit relativ geringer finanzieller Mittel, relativ hoher Studentenzahlen, eines Defizits an Labor-, Bibliotheks- und Seminarplätzen Schwerpunkte setzen. Das setzt voraus, daß Wissenschaftler u. U. bereit sind, in dieser Situation die von ihnen vertretene Disziplin gegenüber den Grundbedürfnissen des Fachbereichs zurücktreten zu lassen.

Schwerpunkte bilden

REDAKTION: Besteht da nicht die Gefahr, daß schließlich die Kultus- und Finanzminister unter dem Eindruck mangelnder Lehrangebote nur noch die Fächer besetzen, die Schwerpunkte in den verschiedenen Studiengängen sind?

MIKAT: Die Gefahr besteht, aber das muß nicht bedeuten, daß sie zwangsläufig eintritt. Wir sollten überlegen, ob die Hochschulplanung nicht auch eine Konzeption in den einzelnen Fachbereichen und Disziplinen beinhalten müßte, was in jedem Fall angeboten werden soll, um die Grundfunktion der Universität zu erfüllen. Ist es notwendig, daß jede Einzeldisziplin an jeder einzelnen Universität angeboten wird oder wäre es nicht sinnvoller, vor allem im Hinblick auf die Forschung, bestimmte Einzeldisziplinen schwerpunktmäßig über das Bundesgebiet zu verstreuen? Ich halte die Aufsplitterung von Disziplinen in möglichst viele Lehrstühle für studienzeitverlängernd und für Mittelverschwendung. Damit sage ich nichts gegen die einzelnen Spezialdisziplinen, aber es wäre besser, Zentren zu bilden, an denen später die weitere Ausbildung erfolgt.

REDAKTION: Ein bestimmter Grundbestand an Lehrangeboten soll also in allen Universitäten vorhanden sein, und Spezialwissenschaften würden nur noch als Schwerpunkt an wenigen Universitäten bestehen. Würde das aber nicht zu einer Zweiteilung der Universität führen — in einen Unterbau mit allgemeiner Ausbildung in verschiedenen Fächern und einen Oberbau von Randfächern, deren Studium bereits umfangreiches Grundwissen voraussetzt?

MIKAT: Das würde zutreffen, wenn für alle Disziplinen solche Zentren eingerichtet würden, aber das wird sicherlich nicht angestrebt. Es kommt vielmehr darauf an, die Grunddisziplinen an allen Universitäten zu verstärken und Zentren für Spezialfächer an bestimmten Hochschulen zu schaffen.

REDAKTION: Eine ganz andere Frage: es gibt eine Fülle von politischen Einflüssen auf die Universität. Können Sie sagen, welche dieser Einflüsse Sie eher für positiv halten und welche Sie eher negativ bewerten?

MIKAT: Was sind politische Einflüsse? Parteipolitische Einflußnahme sehe ich als negativ an. Sollte man aber darunter verstehen, daß die Universität, die ja nicht in einem Freiraum steht, die politischen Auseinandersetzungen der Gesellschaft in sich wiederfindet, dann sehe ich das positiv, sofern sie auch die Wertung dieser Auseinandersetzungen mit in ihren Auftrag einbezieht. Ein Beispiel: bei uns hat eine rege Diskussion um die Mengenlehre eingesetzt. Die jeweilige Opposition in einem jeweiligen Land — ganz gleich, um welche Partei es sich handelt — macht aus der Mengenlehre ein Politikum. Die Universität oder die Pädagogischen Hochschulen sind jetzt aufgerufen, ihren Beitrag an Objektivierung von den verschiedenen Disziplinen her zu leisten. Oder

Bewertung politischer Einflüsse

nehmen Sie die Mitbestimmung, ein Politikum ersten Ranges mit wichtigen Ergebnissen, z. B. für die volkswirtschaftlichen Zielsetzungen eines Landes. Wirtschaftswissenschaftler, Gesellschaftsrechtler und Soziologen müssen dazu Stellung nehmen. Es ist ein Gegenstand ihrer Disziplin. Sinngemäß gilt das auch für außenpolitische Fragen, wie die Mächtekonstellation und die Blockbildung. Das sind die Fragen, die sicher einen Historiker, einen Völkerrechtler, einen Soziologen auch von seiner Wissenschaft her interessieren, und er ist da nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, aus seiner Sicht heraus in die allgemeine Diskussion Argumente für den gesamtpolitischen Entscheidungsprozeß zu liefern. Es gehört mit zur kritischen Funktion der Universität, daß sie auch für parlamentarische Entscheidungen Kriterien liefert. Nur müssen sich natürlich die Wissenschaftler darüber klar sein, daß Sachwissen keine politische Entscheidung ersetzt. Negativ zu werten ist der Versuch, die Wissenschaft in den Dienst einer bestimmten Politik zu stellen. Dieser Einfluß ist strukturell schlecht, unabhängig davon, aus welcher Richtung er kommt.

REDAKTION: Unsere letzte Frage bezieht sich auf die Forschungsförderung. Wie findet man Kriterien für Prioritäten?

*Lebenswichtige
Forschung
besonders fördern*

MIKAT: Ich glaube, daß sich Kriterien finden lassen, wenn man von lebenswichtigen Interessen der Gesamtgesellschaft ausgeht. Auch als Geisteswissenschaftler halte ich die Bildung von Schwerpunkten z. B. im Bereich der Meeresbiologie, im Bereich der Agrarwissenschaften, im Bereich der Medizin, für durchaus richtig, weil sie auf vitale Bedürfnisse zielen, und ich glaube, daß hier in der Tat der alte Satz gilt, je elementarer ein Wert ist, desto dringlicher ist er. Nur bedeutet das nicht, daß ausschließlich diese Gebiete gefördert werden sollen. Auch in den übrigen Bereichen stellt sich die Frage, ob sie bei unserer Kulturhöhe nicht ebenfalls zum Dringlichen gehören. Archäologische Ausgrabungen oder die Erhaltung von Denkmälern sollten unter diesem Aspekt gesehen werden. Man wird nicht alles in jedem Jahr gleich fördern können, aber Schwerpunkte bilden sich schon vom Sachgegenstand her durch die Größe der vitalen Aufgabenstellung. Das hat die Energiekrise, die Frage der Erschließung der Atomenergiekräfte, deutlich gemacht. Es wäre jedoch falsch, wenn alle Projekte, die keine Priorität haben, eingestellt würden. Grundsätzlich hat Forschungsförderung davon auszugehen, daß auch in finanziell „knappen“ Zeiten Disziplinen nicht zum Stillstand gebracht werden dürfen. Verzögerungseffekte können ihnen zugemutet werden, aber kein Stillstand, weil schon ein zeitlicher Abbruch über geringe Phasen hinweg einen Rückschlag von vielen Jahren bedeutet.

M. Rainer Lepsius

Herausforderung und Förderung der sozialwissenschaftlichen Forschung

Die Expansion der Sozialwissenschaften in der Bundesrepublik hat dazu geführt, daß immer mehr Personen in immer mehr Berufen genötigt sind, sich mit den Denkweisen dieser Disziplinen zu befassen. Das gilt wahrscheinlich auch für zahlreiche Leser unserer Zeitschrift innerhalb und außerhalb der Universität. Wir glauben, daß der im Folgenden abgedruckte Beitrag dazu von Nutzen sein kann. Sein Verfasser ist Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Ordinarius für Soziologie an der Universität Mannheim. Der Text wurde zuerst in den Mitteilungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Heft 3/1973 publiziert (Pr).

Auf die Sozialwissenschaften richtet sich zunehmend öffentliches Interesse. Selbst in der Regierungserklärung vom 18. Januar 1973 ist von ihnen die Rede. Dort versichert die Bundesregierung, sie werde darauf achten, daß die sozialen und gesellschaftlichen Folgen der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung in die Forschung einbezogen werden und daß darüber hinaus auch der gesellschaftswissenschaftlichen Grundlagenforschung größere Aufmerksamkeit zuteil werde. Schon im Forschungsbericht IV der Bundesregierung vom April 1972 wird die Förderung der Sozialwissenschaften hervorgehoben. In verschiedenen Gremien wird über Sonderprogramme für die Förderung der sozialwissenschaftlichen Forschung beraten und diskutiert.

Wie kommt es zu diesem breiten öffentlichen Interesse? Noch vor 10 Jahren hatten die Sozialwissenschaften um ihre Anerkennung zu kämpfen; sie hatten — nicht immer erfolgreich — für sozialwissenschaftliche Forschung zu werben. Heute, so scheint es, sind die Erwartungen der Öffentlichkeit eher größer als das Selbstvertrauen der Sozialwissenschaftler. Ein rascher Umschwung ist eingetreten.

Doch zuvor noch einige kurze Bemerkungen zu dem Bereich, von dem hier die Rede ist. Der Ausdruck Sozialwissenschaften ist recht weitläufig. Da der Mensch ein soziales Wesen ist und seine kulturellen und technischen Hervorbringungen das Produkt sozialer Interaktionen sind, hat fast alles einen sozialen Aspekt. In einem engeren Wortgebrauch faßt man unter den Sozialwissenschaften zusammen: Soziologie, Sozialpsychologie, Politische Wissenschaft und alle jene Teildisziplinen, die sich sozialwissenschaftlicher Theorien und der Methoden der empirischen Sozialforschung bedienen: etwa Sozialanthropologie, Sozialgeographie, sozialwissenschaftliche Erziehungswissenschaft, auch Sozialgeschichte und Kommunikationsforschung. In einem weiteren Sinne rechnen auch die Rechtswissenschaft und die Wirtschaftswissenschaften

zu den Sozialwissenschaften, doch ihre lange und angesehene Eigenständigkeit hat dazu geführt, daß sie selbständig und im eigenen Namen neben die Sozialwissenschaften im engeren Sinne treten. So wollen auch wir hier von Sozialwissenschaften stets im engeren Sinne sprechen, also im wesentlichen darunter Soziologie, Sozialpsychologie und Politische Wissenschaft verstehen.

Diese Sozialwissenschaften sind etwa vor zwanzig Jahren zaghaft und mit bescheidensten Mitteln in das deutsche Wissenschaftssystem eingefügt worden. Es waren wenige Persönlichkeiten, die diesen Anfang getragen haben. Die meisten Sozialwissenschaftler aus der Weimarer Republik hatte der Nationalsozialismus außer Landes getrieben, und nur einige kehrten nach dem Kriege zurück. So verschiedenen geisteswissenschaftlichen Strömungen sie sich verpflichtet fühlten, so waren sie doch vereint in dem Bemühen um rationale Aufklärung und Überwindung nationalsozialistischer Ideologien. Empirische Sozialforschung, amerikanischen Vorbildern folgend und vielfach in naiver Freude am Entdecken der von Propaganda und Ideologie verkrusteten Wirklichkeit methodisch dilettantisch, begann in Deutschland — wie man heute sagen würde — in sozialkritischer Absicht. So ist der Anfang vor 20 Jahren charakterisiert durch die primär literarisch-theoretische Arbeit einzelner großer Persönlichkeiten, die von ihnen geförderte Wendung zur Empirie und eine kleine Schar von Adepten am Rande des sich wieder etablierenden Universitätssystems. Ich darf diese Erinnerungen wachrufen; sie erst machen den außerordentlichen Entwicklungsprozeß der Sozialwissenschaften in den letzten beiden Jahrzehnten deutlich, den damals niemand erwartet hätte. Das personelle Wachstum läßt sich an der Zahl der planmäßigen Stellen für Soziologie an den wissenschaftlichen und pädagogischen Hochschulen darstellen: 1950 waren es etwa 20, 1960 100, und 1971 waren es 650 Planstellen für Soziologie. Insgesamt kann man heute in den Hochschulen und den hochschulfreien Einrichtungen für Forschung und Lehre mit etwa 1000 graduierten Soziologen rechnen, von denen gut die Hälfte promoviert ist. Für den Bereich der Politischen Wissenschaft gilt grundsätzlich das gleiche. Und wenn auch die Zahl der Psychologen größer ist, so gibt es auch unter ihnen nur eine kleine Anzahl von Sozialpsychologen im engeren Sinne, ebenso wie nur ein Teil der Erziehungswissenschaftler sozialwissenschaftlich arbeitet. Insgesamt ist so auch heute der Kreis der Sozialwissenschaftler trotz hoher Zuwachsraten noch sehr klein, zumal sie überwiegend mit Lehraufgaben stark beansprucht werden. Das institutionelle Wachstum der Sozialwissenschaften ist in erster Linie durch ihre Einbeziehung in das tertiäre Bildungswesen erfolgt. In einer ersten Stufe wurden bis etwa 1960/65 schrittweise an den meisten wissenschaftlichen Hochschulen Hauptfach- und Wahlfachstudiengänge eingerichtet. Die zweite Expansionswelle begann, als die Sozialwissenschaften in das obligatorische Grundstudium der Lehrer einbezogen wurden. Sie ist noch nicht abgeschlossen und wird durch die fortschreitende Berücksichtigung der Sozialwis-

senschaften in weiteren Studiengängen sowie den allgemeinen Ausbau des tertiären Bildungsweges verstärkt. Die Sozialwissenschaften, insbesondere die Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie stehen vor einer neuerlichen Ausweitung ihrer Lehraufgaben, die alle verfügbaren qualifizierten Reserven aufzuzehren droht.

Demgegenüber ist die Entwicklung der Forschungskapazität sehr zurückgeblieben. Die institutionelle Basis hat sich in den letzten zehn Jahren kaum vergrößert: sie besteht im wesentlichen aus den Hochschuleinrichtungen und etwa 10 bis 15 hochschulfreien Instituten. Hinzugekommen sind drei im engeren Sinne sozialwissenschaftliche Sonderforschungsbereiche und einige, die auch sozialwissenschaftliche Arbeitsgruppen im engeren Sinne unterhalten. Betrachtet man die Bewilligungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Wissenschaftsgebiete Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Soziologie, Politische Wissenschaft, Geographie zusammen, so beträgt deren Anteil an den Gesamtbewilligungen der DFG einschließlich der Sonderforschungsbereiche etwa 6 %. Auf den Bereich, von dem hier die Rede ist, dürfte davon die Hälfte entfallen. Rechnet man dazu die Mittel der Max-Planck-Gesellschaft und anderer Forschungseinrichtungen, so dürfte der Anteil der Sozialwissenschaften an der öffentlichen Wissenschaftsförderung unter 1 % liegen.

Die Entwicklung der Sozialwissenschaften in den letzten zehn Jahren läßt sich folgendermaßen charakterisieren:

- der Personenbestand an Wissenschaftlern hat sich erheblich vergrößert und ist dennoch knapp,
- die Hauptaufgaben liegen in der Bewältigung der wachsenden Lehrfunktionen vielfältiger Art, die sich weiterhin quantitativ ausdehnen werden,
- die institutionell ausgebildete Forschungskapazität ist sehr bescheiden und hat im wesentlichen nur zur Vergrößerung auf ausgewählten anwendungsbezogenen Bereichen geführt (z. B. Bildungsforschung, Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Jugendforschung),
- die Expansion begründet sich mit der Ausdehnung der Ausbildungsfunktionen, nicht mit der Vergrößerung der Nutzung sozialwissenschaftlicher Forschung,
- die sozialwissenschaftliche Forschung ist daher auch heute noch vorwiegend Arbeit einzelner und kontinuierlicher kleiner Gruppen mit beschränkter Datengewinnungs- und Problemverarbeitungskapazität,
- der wissenschaftliche Entwicklungsstand entspricht dem internationalen Niveau, doch sind von der deutschen Sozialwissenschaft kaum innovative Impulse für die Entwicklung der Sozialwissenschaften ausgegangen. Internationale Beachtung haben im wesentlichen nur Schriften zu wissenschaftstheoretischen und begriffsanalytischen Fragen gefunden.

Welche Tendenzen haben die Entwicklung der Sozialwissenschaften in den letzten zehn Jahren begleitet? Mir scheinen drei Aspekte dominant zu sein: die Ausbreitung sozialwissenschaftlicher Methoden, das Vordringen sozialwissenschaftlicher Fragestellungen in die Politik und die Diffusion sozialwissenschaftlicher Orientierungsmuster in die Zeitkultur.

Die Ausbreitung sozialwissenschaftlicher Methoden und Fragestellungen in verschiedenen Disziplinen ist rasch erfolgt. In Geographie und Geschichte, in Betriebswirtschaftslehre und Erziehungswissenschaft, in Medizin, Theologie, Rechtswissenschaft, aber auch bei Architekten und in der Literaturwissenschaft ist die »sozialwissenschaftliche Dimension« entdeckt, ihre Berücksichtigung verbreitet sich zunehmend. In vielen Fällen ist zunächst nur ein wachsender Gebrauch von Methoden der empirischen Sozialforschung feststellbar, der rein instrumental und ohne spezifisch sozialwissenschaftliche Fragestellung und auch Methodenkritik erfolgt. Die Durchführung einer Umfrage allein garantiert keineswegs eine sozialwissenschaftliche Erweiterung der Forschungsperspektive. Die instrumentale Verselbständigung der Methoden der empirischen Sozialforschung ist daher eher kritisch zu beobachten. Gleichermaßen problematisch ist die selektive Übernahme von einzelnen Theoremen der Sozialwissenschaften in andere Disziplinen, die sich vielfach davon die Lösung eines selbst empfundenen Theoriedefizits erhoffen. Da es sich dabei häufig auch noch um recht allgemeine Aussagen handelt, die eher geschichtsphilosophischen als empirisch überprüften Charakter tragen, kommt es häufig dazu, daß neue Begriffe nur eine alte Problematik überdecken, ohne substantielle neue Einsichten zu vermitteln. Das alte Wort von G. von Below, die Soziologie sei nur ein Wortmaskenverleih, findet hier noch Berechtigung. Die Konsequenz daraus kann nur die Unterstützung dieses Diffusionsprozesses sein. Die Sozialwissenschaften haben zwar manche Euphorie zu enttäuschen, aber die Offenheit für sozialwissenschaftliche Fragestellungen durch differenzierte und spezifische Anwendungsangebote zu unterstützen.

Auch in der Politik ist ein Vordringen sozialwissenschaftlicher Fragestellungen zu beobachten. Die große Zahl qualitativ ausgezeichneter Berichte der Regierungen und der von ihnen geförderten Kommissionen und Gutachten gibt davon Zeugnis. Der wichtigste Bereich ist hier wohl in der Bildungspolitik gegeben. Die Forderungen nach einer Reform des Bildungswesens sind von Anfang an nicht nur maßgeblich von Sozialwissenschaftlern getragen worden, ihre Begründungen und institutionellen Neuordnungen sind zu einem großen Teil mit sozialwissenschaftlichen Argumenten durchsetzt. Studien über die schichtenspezifischen Unterschiede der Übertrittsquoten in das Gymnasium, Untersuchungen über die Bedeutung des Sprachverhaltens, der Leistungsmotivation u. a. haben die Pläne für eine vorschulische Erziehung, die Gesamtschule und die Organisationsmuster des Erziehungswesens beeinflußt. Wahr-

scheinlich haben im Zusammenhang mit der Bildungsreform die Sozialwissenschaften den größten Einfluß auf politische Entscheidungen in den letzten Jahren ausgeübt. Neue, politisch relevante Gremien, Beratungskommissionen und Institute wurden gegründet, deren eines sogar unter die Schirmherrschaft der anspruchsvollen Max-Planck-Gesellschaft gestellt wurde. Es ist allerdings schwer festzustellen, welche Einflüsse von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen tatsächlich ausgegangen sind, sie vermischen sich leicht mit unabhängig von ihnen bereits getroffenen Entscheidungen. Sie können lediglich dazu dienen, politische Entscheidungen nachträglich zu bestätigen; sie können aber auch wesentlich Neuordnungselemente zur politischen Entscheidung vorschlagen. Es fehlen uns Untersuchungen, die diesen Prozeß, etwa am Beispiel der Bildungsreform, analysieren. Sicherlich aber ist es richtig, daß die Masse der Entscheidungen im Rahmen der Bildungsreform ohne ausreichende sozialwissenschaftliche Forschungsfundierung getroffen werden mußte. Weder die erforderliche Zeit, noch eine eingespielte leistungsfähige Forschungsorganisation hätten dafür zur Verfügung gestanden. Das Gesamtgebiet ist vielseitig und komplex und könnte von keiner einzelnen Forschungsgruppe angemessen bearbeitet werden.

Bemerkenswert aber bleibt — in meiner Sicht — der Umstand, daß die Organisationsreform der Hochschulen ohne Nutzung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse durchgeführt wurde und auch heute noch keine systematische Folgeuntersuchung erfahren hat. Dies ist ein überschaubarer Problemereich, und Organisationsanalysen sind in der Wirtschaftsverwaltung seit langem eingeführt. Das Schlagwort von der Ordinarienuniversität hat in einer überaus interessanten Weise die Analyse der Organisationsstruktur von Hochschulen als überflüssig, alles neue von vornherein als besser erscheinen lassen. Der geringe Grad an sozialwissenschaftlicher Selbstanalyse der Universitäten hat dazu sicher beigetragen, aber ebenso auch die geringe Rolle, die sozialwissenschaftliche Forschung tatsächlich im politischen Prozeß für die Entwicklung neuer institutioneller Ordnungen spielt. Die Erfahrungen mit der Universitätsreform scheinen mir andererseits zu zeigen, daß gerade für institutionelle Reformen sozialwissenschaftliche Untersuchungen einen großen Beitrag zu leisten vermöchten, sei es in der Klärung des zu reformierenden Sachverhaltes, sei es in der prognostischen Beurteilung von Konsequenzen alternativer Reformmaßnahmen.

Angewandte und systematische Sozialforschung für politische Reformprogramme gibt es kaum, und auch in den Vereinigten Staaten kann davon bisher noch nicht in größerem Umfang gesprochen werden, trotz der weit größeren amerikanischen Forschungskapazität. Darüber darf nicht der Umstand hinwegtäuschen, daß Sozialwissenschaftler zunehmend in Beratungsgremien und neuerdings sogar in prominenten Entscheidungspositionen am politischen Pro-

zeß beteiligt sind. Sie mögen sozialwissenschaftliche Argumente liefern und in Begründungszusammenhänge einbringen, doch ihre Mitarbeit allein kann natürlich nicht die fehlende Forschung ersetzen. So sind zwar sozialwissenschaftliche Fragestellungen in den letzten Jahren in die Politik in einem großen Ausmaß eingeführt worden, von einer sozialwissenschaftlichen Fundierung politischer Entscheidungen kann aber nur in einem sehr beschränkten Ausmaß die Rede sein. Das Bedürfnis von Verwaltung und Regierung richtet sich zunächst auf Informationsgewinnung, und dies ist bisher im wesentlichen durch die kommerziellen Meinungsforschungsinstitute befriedigt worden. Doch gerade die Umfrageforschung ist für institutionelle Reformprogramme wenig hilfreich. Wir stehen hier am Beginn einer großen neuen Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Forschung, die noch für viele Jahre nicht befriedigend erfüllt werden können. Die Forderung in der Regierungserklärung, die sozialen Folgen des sozialen Wandels zu untersuchen, und die Notwendigkeit, prognostisch alternative Entscheidungsmöglichkeiten zu entwerfen, hätten eine völlig neue Phase sozialwissenschaftlicher Forschung und ihrer institutionellen Organisation zu eröffnen.

Am stärksten wird in der Öffentlichkeit vielleicht die sozialwissenschaftliche Durchdringung der Zeitkultur bemerkt. Hier ist nun freilich zu unterscheiden zwischen einem modischen Sprachgebrauch, der alte Trivialitäten als neue Einsichten ausgibt, und einer tiefer liegenden Veränderung der allgemeinen Orientierungsmuster und Ordnungsvorstellungen. Das »Soziologen-Deutsch« ist sicher kein schönes Deutsch, es ist ja auch zur Hälfte Englisch. Doch das ist nicht der eigentliche Punkt. Auch andere Wissenschaften haben ja nicht gerade eine Sprache, die man als schönes Deutsch bezeichnen würde. Die Medizin etwa vermeidet nach Möglichkeit die deutsche Sprache für wichtige Begriffe ganz, und wenn Juristen deutsch sprechen, so meinen sie doch in der Regel anderes, als die Vertrautheit mit der Umgangssprache vermuten läßt. Das Problem der Sozialwissenschaften liegt gerade darin, daß sie selbst nur unvollkommen eine standardisierte Fachsprache haben. Doch lassen wir die Sprache auf sich beruhen, auch wenn sie das sichtbarste Zeichen für die sozialwissenschaftliche Durchdringung der Zeitkultur ist.

Die Sozialwissenschaften sind heute zu wichtigsten Produzenten von Konstruktionen der sozialen Wirklichkeit geworden. Gerade dies wird ihnen auch vielfach von außen angesonnen. Dieser Tendenz kommt entgegen, daß sowohl religiös-transzendente wie philosophisch-idealistische als auch historisch-individualistische Begründungen und Erklärungen des individuellen Lebenssinns und der kollektiven Lebensordnungen an Plausibilität und normativer Durchsetzungskraft verlieren. Ein funktionalistisches Weltverständnis und ein Begründungsbedürfnis aus sozialen Gegebenheiten der menschlichen Existenz breitet sich aus. Die Deutung der Welt ist offen, die Rechtfertigungen der

bestehenden Ordnungen sind nachprüfbar. Das Notwendige, für das Einsicht gefordert wird, gilt als sozial veränderbar und politisch gestaltungsfähig. In dieser Situation gewinnen sozialwissenschaftliche Theorien leicht eine problematische Funktion: sie werden zu Deutungsmustern und Orientierungsmitteln. Sie können wie herkömmliche Weltdeutungslehren moralische Begründung oder politische Überzeugungen fundieren. Solche Theorien können sich vor der Realität immunisieren und verselbständigen, obgleich ihnen weiterhin der Anspruch zugeschrieben wird, die soziale Wirklichkeit angemessen zu erfassen. Die Sozialwissenschaften sind daher heute in einer Lage, die sie sowohl in die Rolle des Ideologieproduzenten wie des Ideologiekritikers bringt.

Dies wird dadurch noch verstärkt, daß sozialwissenschaftliche Lehrmeinungen in das allgemeine Bildungswesen eingefügt werden und damit eine Institutionalisierung erfahren, die sie unmittelbar in die Zeitkultur vermitteln. Dies ist eine höchst unkomfortable Situation, in der freilich auch andere Wissenschaften sich befinden. So haben etwa die Geschichtswissenschaft und die Germanistik sozialmoralische Leitideen und politische Orientierungen über das Schulwesen in die Alltagskultur getragen, auch dann, wenn diese Absicht nicht bestand. Die Problematik der Übertragung von hypothetischen Interpretationen akademischer Problemstellungen in die Unterrichtspraxis der Schulen ergibt sich nun auch auf breiter Front für die Sozialwissenschaften, nachdem sie in das Grundstudium der Lehrer und als Unterrichtsfach in die Schulen eingegliedert sind. Die Selbstdomestizierung des Menschen erfolgt zunehmend unter Verwendung sozialwissenschaftlicher Theoreme. Die Sozialwissenschaften müssen sich in die Verantwortung für die Zeitkultur stellen, und was dies konkret bedeutet, das wird aus dem Streit über die Richtlinienentwürfe für den sozialwissenschaftlichen Unterricht einzelner Kultusministerien bereits deutlich. Die Unterrichtsbedürfnisse und die darauf bezugnehmenden Lehrpläne beeinflussen die Stoffauswahl und die Fragestellungen der wissenschaftlichen Arbeit der Hochschulen. Nach einem Satz von Karl Mannheim bestimmt die Lehrgestalt die Wissenschaftsgestalt. Das bedeutet die Betonung solcher Lehr- und Wissenschaftsinhalte, die bevorzugt der sozialmoralischen Orientierung in der Unterrichtspraxis dienen. Von den Lehraufgaben ist daher keine Verstärkung einer empirischen Forschungsorientierung der Hochschulen zu erwarten, eher eine Trivialisierung kodifizierter Lehrstoffe.

In diesem Zusammenhang muß noch auf ein aktuelles Problem hingewiesen werden, und zwar auf die Wiederbelebung des Marxismus. Seine Bedeutung liegt vor allem in seinem Deutungspotential. Mit relativ wenigen theoretischen Konstruktionen verbindet sich ein großer Erklärungsanspruch für die Erfahrung der sozialen Wirklichkeit, der zudem ein geschichtsphilosophischer Sinn zugeschrieben wird, dem sich eine Erlösungshoffnung verbindet. Die

Identifizierung von Marxismus oder Neomarxismus mit den Sozialwissenschaften ist irreführend. Die Sozialwissenschaften sind empirische Einzelwissenschaften, keine universellen Deutungslehren. Sie haben nicht die soziale Wirklichkeit mit den Konstruktionen einer dogmatisierten Theorie durch immer neue interpretative Konjunktionen zu versöhnen, sie haben unter den üblichen Kriterien der Wissenschaftslehre Aussagen zu machen, die sich an der Erfahrung zu bewähren haben. Damit ist natürlich nichts gesagt gegen die Fruchtbarkeit marxistischer Fragestellungen im einzelnen, auch nicht gegen das Postulat der gleichzeitigen Analyse von Wirtschaftsprozeß, Sozialstruktur, Herrschaftsordnung und Kultursystem, das häufig aus marxistischer Perspektive erhoben wird. Dieses Postulat wird von den Sozialwissenschaften heute nur selten verwirklicht, doch seine Einlösung wird nicht durch die Aufhebung der sozialwissenschaftlichen Einzeldisziplinen und ihrer Erkenntnisprobleme in eine einheitliche, d. h. marxistisch ausgerichtete Gesellschaftswissenschaft gefördert, sondern nur durch die Erhöhung der kooperativen Leistungsfähigkeit der Sozialwissenschaften im weiteren Sinne.

Fassen wir zusammen: die Sozialwissenschaften stehen vor einer dreifachen Herausforderung:

Die Methoden der empirischen Sozialforschung und die Fruchtbarkeit sozialwissenschaftlicher Fragestellungen haben sich soweit bewährt, daß von ihnen verstärkt ein Beitrag zur wissenschaftlichen Erklärung gefordert wird – von den Sozialwissenschaften selbst, von anderen Wissenschaften und von der Öffentlichkeit. Daraus ergibt sich ein wachsender Leistungsdruck auf die theoretisch-methodologische Entwicklung.

Der Wandel der Gesellschaft und ihre politische Steuerung problematisieren die Sozialordnung in einem umfassenden Sinne. Die alle Industrieländer umfassende neue Modernisierungswelle ist nicht nur eine Welle technischer Innovationen, an die sich die Gesellschaft anzupassen hat, sondern eine weitgreifende Institutionenreform, an deren Anfang wir stehen. Angemessene Problemlösungen fordern genaue Problemanalysen und die Prognose von Folgen alternativer Lösungsmöglichkeiten. Als wünschenswert gilt auch ein sozialwissenschaftliches »Frühwarnsystem«, das soziale Konflikte schon erkennbar macht, bevor sie sich zu sozialen und menschlichen Notlagen ausbilden oder gewalttätige Austragungsformen annehmen. Gleichmaßen wird eine ex post Evaluierung von Maßnahmen, ein Beitrag zur Erfolgskontrolle den Sozialwissenschaften angesonnen. Daraus ergibt sich ein wachsender Leistungsdruck auf die Fähigkeit zu anwendungsbezogenen Problemanalysen.

Der Wandel der Zeitkultur, der zunehmende gesellschaftliche Begründungszwang für die Sozialordnung und die Bedürfnisse nach Sinnggebung und Deutung der Gegenwart lassen sozialwissenschaftliche Aussagen und Thesen zu allgemeinen Orientierungshilfen werden, die sich aus dem Forschungskontext

verselbständigen und ideologischen Charakter gewinnen können. Daraus ergibt sich ein Leistungsdruck in Hinblick auf die Selbstkritik der Forschungsergebnisse und die Selbstreflexion von Dogmatisierungen einzelner Aussagenkomplexe.

Die Sozialwissenschaften sehen sich so einer umfassenden Herausforderung ausgesetzt: sie müssen rasch

- ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit erhöhen,
- ihre Ergebnisse anwendungsfähig werden lassen,
- ihre Orientierungsfunktion selbst kontrollieren.

Das aber bedeutet einen qualitativen Sprung ihrer Forschungskapazität, und zwar keineswegs nur in Deutschland. Wir stehen vor Aufgaben, die über die deutsche Situation hinausweisen und für die auch herkömmliche Förderungsmaßnahmen in anderen Ländern nicht ausreichen.

Solche großen Worte bedürfen sofort einer Qualifikation. Ich meine nicht, daß nunmehr statt der Philosophen die Soziologen Könige werden sollten. Ich meine nicht, daß durch die Ausweitung sozialwissenschaftlicher Forschung die Zukunft einfacher planbar werde oder die Gegenwart erfolgreicher zu steuern sei. Mir liegt ein Neo-Saint-Simonismus fern. Auch die vielberufenen Gefahren einer Sozialtechnokratie als politische Herrschaftsform sind nicht größer, wenn die sozialwissenschaftliche Forschung ausgedehnt wird. Sie sind eher geringer, je besser und innovativer die Forschung selbst sein kann. Nicht also die Meinung, daß alles besser und einfacher würde, wenn nur endlich die sozialwissenschaftliche Intelligenz mitregieren dürfe, begründet die These, die sozialwissenschaftliche Forschung stehe vor der Notwendigkeit eines qualitativen Sprunges.

Es ist viel einfacher.

Die Sozialwissenschaften werden deswegen nicht länger in selbstgenügsamer Kontemplation und literarischer Kritik der Welt verharren können, weil es auch ohne sie geht. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften ist es auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften so, daß mangelnde wissenschaftliche Kenntnisse keineswegs das Handeln beschränken. Ohne technisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse ist es nicht möglich, ein Flugzeug oder eine Brücke zu bauen. Die Gesellschaft läßt sich aber ohne sozialwissenschaftliche Kenntnisse organisieren, und kulturelle Leitbilder lassen sich normativ durchsetzen, ohne daß man dafür der Hilfe sozialwissenschaftlicher Technologien bedürfte. Macht ersetzt Wissen – solange die sozialen Folgen nicht der Herrschaft die Legitimität entziehen.

Rational begründetes Handeln und die Voraussicht der Bedingungen und Alternativen für die Selbstorganisation der menschlichen Existenz sind Ziele, für die sozialwissenschaftliche Forschung ihren Beitrag leisten kann. Die

Ansprüche und Erwartungen, die heute an die Sozialwissenschaften gestellt werden, können nicht abgewiesen werden. Sie sind legitim. Um so größer ist aber die Gefahr, daß unzureichende Forschung, kurzatmige Projekte und aktualitätsbezogene Problembeschränkung die mögliche Entwicklung sozialwissenschaftlicher Forschung hemmen. Die Folge könnte nur ideologische Schließung der offenen Problematik der Selbstorganisation des Menschen sein. Eine umfassende und systematische Förderung der sozialwissenschaftlichen Forschung ist wissenschaftlich, politisch und kulturell geboten. Förderungsmaßnahmen müssen die Herausforderung in ihren verschiedenen Aspekten ebenso berücksichtigen, wie die Lage der Sozialwissenschaften selbst. Das bedeutet im einzelnen:

- die Förderung kontinuierlicher Dauerbeobachtung der gesellschaftlichen Entwicklung,
- die Verbesserung der Datengewinnung und Datenauswertung,
- den Aufbau von Forschungskapazitäten, die wechselnde Forschungsaufgaben zuverlässig und rasch zu bewältigen vermögen,
- die Einrichtung von neuen Formen der wissenschaftlichen Kooperation zur Problembestimmung und Projektentwicklung.

Die Förderung kontinuierlicher Dauerbeobachtung

Sozialwissenschaftliche Forschung ist bisher wesentlich als Einzelprojektforschung betrieben worden. Wir haben kaum Forschung, die einmal durchgeführte Untersuchungen wiederholt, unter Veränderung der Variablen, den gleichen Gegenstand erneut beobachtet, Entwicklungsprozesse langfristig erfaßt. Sozialwissenschaftliche Forschung ist heute so angelegt, daß ihre Ergebnisse monographischen Charakter tragen, selten schon aus methodischen Gründen kumulieren können. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen bieten Momentaufnahmen und erreichen bestenfalls eine komparative Statik.

Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Tepoztlán ist ein mexikanisches Dorf, das von Robert Redfield, einem berühmten Anthropologen, 1940 untersucht wurde. Er schildert das Dorf und seine Menschen als eine harmonische Sozietät und ganz im Sinne idyllischer Vorstellungen der Homogenität und interpersonaler Verbundenheit zwischen Menschen kleiner agrarischer Gemeinden. 10 Jahre später besuchte ein anderer berühmter Anthropologe erneut Tepoztlán. Oscar Lewis fand das Dorf von Konflikten zerrissen, die Menschen egoistisch, auf ihren eigenen Vorteil bedacht, ohne die Freude und Freundlichkeit von Redfield. Hier haben wir einen der wenigen Fälle, in denen überhaupt einmal eine Wiederholungsstudie durchgeführt wurde, und die Ergebnisse waren völlig verschieden. Wer von den beiden hatte das richtige Bild gezeichnet?

Beide hatten recht: Redfield und Lewis. Der eine war nämlich in Tepoztlán zur Zeit der Fiesta, der andere zu einer Zeit ohne Feiern und Feste. Jeder schilderte das Dorf so, wie es zu seiner Zeit war. Das Dorf aber war im Ablauf des Jahres beides und wahrscheinlich noch mehr. Das Beispiel mag trivial erscheinen, es ist aber charakteristisch für den Stand sozialwissenschaftlicher Forschung: Einmalige Anstrengungen führen zu einer Beschreibung und Problemanalyse, die am gleichen Forschungsobjekt kaum repliziert werden. Einzelfallstudien gelten als wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse über einen komplexen Gegenstand für viele Jahre, ohne regelmäßig überprüft und differenziert zu werden.

Empirische Untersuchungen, die sich mit dem modernen Industriearbeiter beschäftigen, lassen sich an zwei Händen abzählen, und dabei darf man sich nicht auf deutsche Studien beschränken. Die Kenntnisse, die wir von der Industriearbeiterschaft haben, stehen in keinem Verhältnis zu der Literatur, die sich essayistisch mit dem Arbeiter befaßt. Der Arbeiter ist im Grunde unbekannt. Auch der Angestellte ist ein unbekanntes Wesen, mehr vielleicht noch, da für ihn das formelle Beschäftigungsverhältnis noch geringere Aussagekraft für seine Lebenslage hat. So werden heftige Diskussionen geführt über Klassencharakter oder die Nivellierungstendenzen der sozialen Schichtung. Solche Themen sind deswegen literarisch so leicht abzuhandeln, weil keine differenzierten, empirischen Kenntnisse vorliegen und die aufgestellten Thesen nur der Kritik im Hinblick auf ihre begriffliche Konsistenz und impressionistische Plausibilität unterliegen. Diese Situation kann nun nicht dadurch verbessert werden, daß eine neue Studie über die Arbeiterschaft durchgeführt wird, ihr Einkommen und ihr Bewußtsein, ihre Aufstiegschancen oder ihre politische Apathie. Hier hilft nur die Überwindung der Diskontinuität der einzelnen Projektforschung durch Verstärkung der Dauerbeobachtung. Das ist auch eine Voraussetzung für die Belebung der gesamtgesellschaftlichen Analyse und des Systemvergleiches, beides regelmäßig erhobene Forderungen.

Die Dauerbeobachtung sozialer Entwicklungen bedarf der Organisation neuer Grundlagen für sozialwissenschaftliche Forschung. Universitätsinstitute sind für derartige Aufgaben strukturell nicht gerüstet. Die Beschränkung der Förderung auf diese Betriebsform führt zu einer Einschränkung der empirischen Kenntnisse und damit auch zu einer Stagnation der Entwicklung methodischer wie theoretischer Werkzeuge zur Verbesserung der Analyse der Gesellschaft.

Die Förderung der Infrastruktur der sozialwissenschaftlichen Forschung

Für sozialwissenschaftliche Forschung auf der Makroebene gibt es drei wesentliche Wege der Datengewinnung: die Umfrageforschung, die Aggregatdatenanalyse und die Inhaltsanalyse. Die Umfrageforschung bezieht sich ins-

besondere auf die Untersuchung von Einstellungen (soweit nicht durch Umfragen einfach Sachverhalte erhoben werden), die Aggregatdaten beziehen sich auf Eigenschaften von Kollektiven, und die Inhaltsanalyse dient der Beschreibung der kulturellen Manifestationen. Alle drei Methoden sind in den letzten Jahren gut entwickelt worden, worin eine der wesentlichsten Leistungen der Sozialforschung zu sehen ist. Sie erfordern aber große Aufwendungen und können von kleinen Forschungsteams nicht mehr allein bewältigt werden. Wir bedürfen der Ausbildung von leistungsfähigen und relativ groß dimensionierten Hilfseinrichtungen für die sozialwissenschaftliche Forschung, die Aufgaben der Datenerhebung und Datenverarbeitung methodisch sachgemäß selbst vornehmen und andere bei Anlage und Durchführung empirischer Untersuchungen beraten können. Hier liegen die Investitionen für die Entwicklung einer leistungsfähigen Infrastruktur der sozialwissenschaftlichen Forschung. Sozialwissenschaftliche Forschung braucht keine großen apparativen und baulichen Investitionen wie die Naturwissenschaften; ihre Bedürfnisse liegen auf dem personalintensiven Gebiet der Datengewinnung und der Rechenkapazität weniger elektronischer Datenverarbeitungsanlagen. Diese können aber weitgehend unabhängig von einzelnen Projekten aufgebaut werden, sind unter verschiedenen Aufgabestellungen verwendbar und können daher zentral als Hilfseinrichtungen für viele Forscherteams unterschiedlicher lokaler Plazierung errichtet werden.

Die Förderung leistungsfähiger Institute für anwendungsbezogene Forschung

Der Ruf nach anwendungsbezogener Projektforschung kann erst dann seriös erfüllt werden, wenn zugleich die oben genannten Grundgegebenheiten entwickelt werden. Kurzfristige Auftragsforschung kann die in der Regel sehr komplexen Informationsbedürfnisse nicht aus dem Stand erfüllen. Eine effiziente anwendungsbezogene Projektforschung, die im Interesse aller Planungsaufgaben liegt, muß neben der Einarbeitung in den komplexen Sachverhalt, die Anlage der Untersuchung, die Durchführung der Datengewinnung, die Auswertung und die technologische Zurichtung der Ergebnisse leisten. Gerade ein starkes öffentliches Interesse an anwendungsbezogener Projektforschung sollte sich nicht täuschen lassen durch rasche Studien, die etwa auf der Basis einer Meinungsumfrage Orientierungsgrößen liefern und höchst vordergründigen Charakter tragen müssen. Auch ad hoc zusammengestellte Forschungsgruppen vermögen die Erwartungen nicht zu erfüllen. Hier bedarf es des Ausbaues mehrerer leistungsfähiger Forschungsinstitute, die technisch kompetent und praktisch erfahren sind. Bei der unvermeidlichen Institutionalisierung von leistungsfähigen Kapazitäten für anwendungsbezogene Forschung gilt es, Bereichsmonopole zu verhindern und wissenschaftliche Konkurrenz zu sichern.

Die außeruniversitäre Errichtung von Hilfseinrichtungen, Kapazitäten zur Dauerbeobachtung und für anwendungsbezogene Projektforschung nehmen den Hochschulen nichts weg. Sie können die Hochschulforschung in ihren Hauptaufgaben der Sekundäranalyse und Methodenkritik, der Weiterbildung der Theorie, der Entwicklung neuer Fragestellungen und der Durchführung von Pilotstudien nur unterstützen. Die zeit- und kostenaufwendige Datenbeschaffung und ihre häufig nur partielle Auswertung hemmen den wissenschaftlichen Fortschritt gerade auch in den Hochschulen und fördern das Interesse an theoretischen Problemen ohne empirischen Gehalt. Da empirische Daten nur in beschränktem Umfang von theoretisch interessierten Forschern selbst beschafft werden können, sind sie im besonderen auf ein funktionierendes empirisches Forschungssystem angewiesen. Die Nationalökonomie ist an den Hochschulen keineswegs durch die Existenz der großen Wirtschaftsforschungsinstitute ausgetrocknet worden, im Gegenteil: deren Arbeit hat auch die Hochschulforschung befruchtet.

Die Förderung neuer Formen der Kooperation

Die Sozialwissenschaften haben spezifische Kooperationsprobleme untereinander, mit anderen Wissenschaften und mit der Praxis. Unter den Stichworten der interdisziplinären Forschung und des Theorie-Praxis-Problems ist darüber viel gesprochen und mehr noch dazu gefordert worden. Die Sozialwissenschaften beschäftigen sich mit komplexen Erfahrungsgegenständen unter je spezifischen Fragestellungen. Dieser Ausschnitt aus der empirischen Totalität der Phänomene kann die Realität immer nur begrenzt erfassen. Unser Interesse, insbesondere das der Öffentlichkeit, gilt aber der Erklärung der Totalität von Phänomenen. Daher bedarf es für eine wissenschaftlich ausreichende Erklärung von sozialen Prozessen und Tatbeständen stets der Kooperation verschiedener wissenschaftlicher Fragestellungen, der Vermittlung ihrer Forschungsergebnisse und der multidisziplinären Problembestimmung. Dies gilt um so mehr, als soziale Phänomene stets in konkreten institutionellen Ordnungszusammenhängen stehen, die genauer Analyse bedürfen. Will man darüber hinaus auch noch zu Vorschlägen für Veränderungen von sozialen Strukturen oder die Beeinflussung von Prozessen kommen, so müssen dafür stets auch die konkreten institutionellen Realisierungen entwickelt werden. Die vielberufene Praxislosigkeit der Sozialwissenschaften, ihr mangelnder Anwendungsbezug, ihre theoretische Komplexität, die keine Problemlösung erkennbar oder doch konkret verwirklicht erscheinen läßt: dies alles ist das Ergebnis einer ungenügenden Institutionenkenntnis und Institutionenanalyse, nicht einer arroganten Mentalität von elfenbeinernen Gelehrten.

Differenziertere Analysen des institutionellen Ordnungsrahmens können Soziologen oder Sozialpsychologen allein nicht vornehmen. Ihnen dies anzu-

sinnen, ist unbillig, denn sie wären nicht Sozialwissenschaftler, wenn sie auch Ökonomen, Juristen und Verwaltungsfachleute wären. Es gibt der Beispiele genug: Was bedeutet und wie läßt sich etwa Mitbestimmung konkret verwirklichen in verschiedenen institutionellen Bereichen, mit welchen Wirkungen auf andere Institutionen, mit welchen Aggregationseffekten im gesellschaftlichen Prozeß und welchen tatsächlichen Teilnahmechancen für den Bürger? Unter welchen Bedingungen haben welche institutionellen Vorkehrungen eine Chance, welche Konflikte gewaltlos austragungsfähig zu machen und zudem noch Effizienz und Legitimität ihres Bestandes dauerhaft sicherstellen zu können? Alle großen Gestaltungsprobleme der Gegenwart sind von einer Art, daß sie in sich verbinden die Analyse des individuellen Verhaltens, des kollektiven Interesses, der organisatorischen Zweckmäßigkeit, der institutionellen Ordnungsbestimmung und der Legitimierung ihrer normsetzenden Wirkungen. Dies sind Forschungsaufgaben, die Kooperation verlangen schon im Ansatz der Problembestimmung. Gleiches gilt natürlich auch für den kulturellen Bereich. Es fehlt eine systematische sozialwissenschaftliche Analyse der kulturellen Wertvorstellungen, ihrer Verhaltensrelevanz und der Bedeutung ihrer Institutionalisierungsprozesse. Die große Aufgabe, vor der die Sozialwissenschaften stehen, ist die simultane Analyse des Verhaltens, der Institutionen und der Wertsysteme, sowie die Erklärung der Interrelationen zwischen diesen Ebenen.

Doch auch und gerade die anwendungsbezogene Projektforschung, auf die unmittelbare Interessen gerichtet sind, bedarf einer Projektvorbereitungskapazität, die längst nicht mehr von wenigen ad hoc verpflichteten Personen oder kleinen Forschungsinstituten geleistet werden kann. Dies gilt insbesondere für die Analyse komplexer Zusammenhänge und die Prognose sozialer Entwicklungen unter Berücksichtigung technischer Innovationen und des Wandels kultureller Wertvorstellungen. Der Entwicklung der wissenschaftlichen Kooperation kommt aus wissenschaftlichen wie praktischen Bedürfnissen eine eminente Bedeutung zu. Es gibt diese Forderung seit langem, doch das bisher Erreichte ist nicht sehr befriedigend. Was hätte man hier zu tun? Ich meine, innovative Forschungseinrichtungen sind erforderlich, bloße Appelle und normative Bestimmungen bei der Antragstellung für Forschungsmittel genügen nicht. Auch hier bedürfen wir eines Sprunges in Neuland, der im Falle der Sozialwissenschaften von folgendem auszugehen hätte:

- Der Umfang der erforderlichen Kompetenzmobilisierung ist außerordentlich weit gesteckt, greift weit über den Kreis der Sozialwissenschaften im weitesten Sinne hinaus, umfaßt auch technische und naturwissenschaftliche Disziplinen, Medizin und Geisteswissenschaften.
- Das Ausmaß der jeweils nötigen Kompetenzkoordination ist nicht allgemein, sondern problemspezifisch festzustellen.

- Die apparative Ausstattung für solche Kompetenzzusammenführung ist gering, die Kooperation erfolgt nicht über technische Anlagen, sondern über Fragestellungen.
- Die Kompetenzkooperation ist projektspezifisch und daher zeitlich begrenzt.
- Sozialwissenschaftliche Kooperation ist daher primär ein Personalproblem.
- Eine Trennung von Wissenschaft und Praxis ist den Aufgabenstellungen insofern unangemessen, als die konkrete Praxiserfahrung von der Wissenschaft nicht erworben werden kann, aber in die Problemstellung eingehen muß.

Vielerlei Bestrebungen richten sich auf die Ermöglichung solcher Kooperationsbeziehungen: Symposien, Arbeitsgruppen, Kommissionen versuchen mit unterschiedlichem Erfolg hier tätig zu werden und der allgemein geforderten Kooperationsförderung zu dienen. Sie finden ihre Grenzen in der einmaligen oder doch sehr kurzfristigen Zusammenarbeit und der nebenamtlichen Teilnahme. Die Kompetenzkoordination kann nicht nur vom Willen von Individuen getragen sein, sie muß institutionelle Grundlagen und Effizienzkriterien haben.

Mir scheint, es empfiehlt sich darüber nachzudenken, wie die knappen, aber vorhandenen Kompetenzen in Wissenschaft und Praxis effizienter und fruchtbarer koordiniert werden könnten. Ich bin der Meinung, daß die sozialwissenschaftliche Forschung unter einer Unternutzung ihrer intellektuellen Kapazität leidet. Wenn dies richtig ist, was nur ein großer Versuch über einige Jahre hinweg widerlegen könnte, so ist eine rasche Steigerung der Forschungsleistung der Sozialwissenschaften gerade auf dem Wege neuartiger Kompetenzorganisation erfolversprechend. Vielleicht müssen wir nach institutionellen Erfindungen suchen.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war einmal eine derartige institutionelle Erfindung von größter Bedeutung und innovativer Wirkung aufgrund weniger Gestaltungsideen: zukunftsfrüchtige Forschungsprogramme unter der Leitung von ausgewiesenen Wissenschaftlern sollten auf längere Dauer gefördert werden insbesondere dann, wenn für sie in der durch Lehrfunktionen bestimmten Universität noch keine Grundlagen bestehen oder wenn sich die Industrieforschung ihrer nicht annimmt. Angesichts der für die naturwissenschaftliche Forschung stets erforderlichen apparativen Ausstattung war die Gründung von Instituten außerhalb der Hochschulorganisation dafür die angemessene Realisierungsform.

Für die Sozialwissenschaften hätte eine solche Gestaltungsidee etwa zu lauten: Zukunftsfrüchtige Problemstellungen und Projektentwicklungen sollten durch kompetente Arbeitsgruppen auf begrenzte Zeit gefördert werden insbe-

sondere dann, wenn sie Probleme betreffen, die in der Universitätsforschung vernachlässigt werden oder denen sich keine anderen Institutionen widmen. Unter der Annahme, daß die empirische Forschung in Hilfseinrichtungen, Einrichtungen zur Dauerbeobachtung und leistungsfähigen Sozialforschungsinstituten eine ausreichende Infrastruktur besitzt, ist für solche Aufgaben die Zusammenführung von Personen entscheidend, nicht die apparative Ausstattung. Die Gründung von Instituten könnte daher entfallen, wenn die Angehörigen von Arbeitsgruppen für eine begrenzte Zeit von anderen beruflichen Verpflichtungen freigestellt würden.

Ein solches Programm hätte folgende Vorteile:

- es würde nicht zu einem Auszug von wissenschaftlicher Kompetenz aus den Hochschulen beitragen,
- es könnte Personen zusammenführen, die nicht örtlich konzentriert sind (wie Sonderforschungsbereiche es erfordern), und auch Ausländer beteiligen,
- es wäre projektgebunden terminiert und stünde unter dem Erfordernis der Antragsbegründung und Ergebnisprüfung,
- es würde zu keiner langfristigen Institutionalisierung von Experimenten führen, Flexibilität im Mitteleinsatz und Elastizität in der Problemauswahl sichern,
- es könnte in ein Verbundsystem mit den Instituten der Sozialforschung einbezogen werden,
- es könnte der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses nutzbar gemacht werden und der Hochschulforschung verbunden bleiben.

Vielleicht erscheint der hier umrissene Zuschnitt schon als zu weitläufig. Ich möchte dem jedoch entgegenhalten, daß weder eine Politik der fallweisen Projektforschung, noch der Institutsgründung für besondere anwendungsorientierte Bereiche jene rasche Belebung und Kapazitätsausweitung sozialwissenschaftlicher Forschung sichern kann, die angesichts der bestehenden Aufgaben meines Erachtens erforderlich sind. Innovative Einrichtungen sind erforderlich, die Grenzen der Forschung überwinden, die notwendig im Organisationssystem von Hochschulen und speziellen Instituten liegen. Es wäre daher zu überlegen, ob für solche innovativen Aufgaben nicht eine eigene Organisation zu schaffen wäre, der der Name Max Webers Breite der Orientierung, Wissenschaftlichkeit in der Problembehandlung und Praxisbezug zur Verpflichtung machen würde.

Gewiß kostet das alles Geld. Die Erwartungen, die an die Sozialwissenschaften heute gestellt werden, können jedoch nicht mehr auf der Basis der bisherigen Organisation sozialwissenschaftlicher Forschung erfüllt werden. Lassen wir das Eigeninteresse der Sozialwissenschaften beiseite und beschränken wir uns auf die öffentlichen Bedürfnisse in Politik und im Bildungswesen. Je größer die sozialwissenschaftlichen Begründungszwänge für die Gestaltung, Reform und Legitimierung unserer Gesellschaftsordnung werden — und das unabhängig von der Leistungsfähigkeit der Sozialwissenschaften selbst —, um so größer ist die Notwendigkeit, daß diese Begründungen wissenschaftlich fundiert und kontrolliert werden.

»Wissenschaft im Käfig«

Wichtiger ist noch, daß wir die Rechte, die uns durch das Ordnungsrecht genommen werden sollen, zu einem selbstverständlichen Teil unseres Studiums machen. Das heißt, daß in jeder Vorlesung und jedem Seminar über die Lehrinhalte und ihre gesellschaftliche Bedeutung diskutiert wird.

UNI-PRESS, Materialien zum Ordnungsrecht, Hrsg. AStA-Kollektiv der Justus-Liebig-Universität, Gießen 1974, S. 4

Der Kanzler - Mitglied der Universitätsleitung

Interview mit Ludwig Karl Wolf

Kanzler der Justus Liebig-Universität ist seit dem 1. Mai 1970 Ludwig Karl Wolf. Geboren 1929 in Mainz, hat L. K. Wolf nach dem Abitur zunächst Naturwissenschaften, dann Rechtswissenschaften studiert. Er besuchte die Universitäten Mainz und München sowie die Hochschule für Verwaltungswissenschaft in Speyer. Die beiden juristischen Staatsprüfungen hat er in Mainz abgelegt. Er war als wissenschaftlicher Hilfsassistent, als Mitarbeiter eines Rechtsanwalts und Notars und bei verschiedenen Behörden tätig. 1964 wurde er an die Universität Mainz versetzt. Vor seiner Berufung nach Gießen nahm er dort zeitweise die Geschäfte des Kanzlers wahr.

Der Kanzler nimmt in der Universität eine Schlüsselstellung ein. Über seine Aufgaben ist jedoch außerhalb der Universität und auch in großen Teilen der Hochschule wenig bekannt. Die Redaktion hat ihn deshalb gebeten, in einem Interview über seine Tätigkeit zu informieren.

REDAKTION: Herr Wolf, seit wann gibt es einen Kanzler und woher kommt diese Amtsbezeichnung?

KANZLER: Einen Kanzler der Universität Gießen gibt es so lange wie die Universität selbst. Das Wort stammt ursprünglich aus dem kirchenrechtlichen Raum. Der Leiter einer apostolischen Kanzlei wurde als Canzelarius bezeichnet, zuerst im Jahr 1046. Später war der Kanzler in den deutschen Territorien die oberste Regierungsbehörde und an den Universitäten der Vertreter der geistlichen Herrschaft. Das Amt des Kanzlers hat sich allerdings im Laufe der Zeit gewandelt. In einem Zitat über die Verhältnisse im 18. Jahrhundert heißt es: »Die Aufsichtsmacht konzentrierte sich in einem neuen Universitätsamt, dem des Kanzlers oder Direktors. Dieses Amt hat mit dem mittelalterlichen Kanzler nichts als den Namen gemeinsam. Der mittelalterliche Kanzler war eine kirchliche Behörde, die formell die Lizenz erteilte. Der neue Kanzlertitel war dagegen gleichbedeutend mit dem eines Direktors oder Organiseurs«.

REDAKTION: Also nur der Titel ist übernommen worden, aber der Sachverhalt hat sich verändert.

KANZLER: Ja, ganz gehörig! An der Universität Gießen wurden 1618 als neue Pflichten des Kanzlers festgelegt:

»1. Bei Promotionen hat er vom Landesfürsten Gewalt und Befehl, im Namen des Kaisers dem Promotor zu gestatten, den Kandidaten zu promovieren.

2. Inspektion über Universitätsgüter
3. Vermittlung von Anliegen der Universität an den Fürsten wenn nötig
4. Aufsicht über die Pflichterfüllung der Professoren
5. Neben dem Rektor allgemeine Aufsicht über die Universität
6. Revision der abgehenden Schreiben
7. Aufsicht über die Universitätsdruckerei.«

REDAKTION: Also sehr viel mehr Handlungsrechte als heute.

KANZLER: Ja, doch zu allen Zeiten haben sich die Landesherrn in der Frage der Finanzierung und Personalgängung immer wieder Rechte vorbehalten, so daß gerade auch im 19. Jahrhundert vieles vom Ministerium her geregelt wurde und Kanzler im Grunde genommen zu der Zeit nur ein Ehrentitel war. Seine Funktionen wurden für Gießen im Jahre 1888 mit denen des Rektors vereinigt. Im Gegensatz dazu wurde bei der Einführung von Kuratorialverfassungen der Kanzler Vertreter des Ministers am Hochschulort.

In Gießen hatte das wieder eingerichtete Kanzleramt seit 1950 einen veränderten Inhalt: Allgemeine Verwaltung und Vertretung der Universität in ihren Rechtsangelegenheiten. Demgegenüber lag die akademische Verwaltung bei Rektor und Senat.

REDAKTION: Was sind denn die Funktionen des heutigen Kanzlers?

KANZLER: Im Hessischen Universitätsgesetz heißt es dazu in § 13: »Der Kanzler ist Beamter auf Lebenszeit. Er besorgt insbesondere die Geschäfte der laufenden Verwaltung nach den Weisungen des Präsidenten. Die Geschäftsordnung kann nähere Bestimmungen treffen. Der Kanzler ist Sachbearbeiter des Haushalts. Der Kanzler muß die Befähigung zum Richteramt oder zum höheren Verwaltungsdienst haben.«

Daraus können Sie entnehmen, daß der Kanzler für die Geschäfte der laufenden Verwaltung verantwortlich ist, und zwar nicht nur der Wirtschaftsverwaltung. So gehören beispielsweise das Studentensekretariat und das Wahlamt mit in sein Ressort, obwohl die Bildung der akademischen Gremien und die Immatrikulation der Studenten der Tradition nach Angelegenheiten der akademischen Verwaltung wären.

REDAKTION: Könnten Sie die Schwerpunkte der Tätigkeit des Kanzlers noch etwas näher erläutern?

KANZLER: Zunächst ist die eigenverantwortliche Mitwirkung in der Universitätsleitung und Vertretung des Präsidenten nach der Geschäftsordnung hervorzuheben. Eine der speziellen Hauptaufgaben ist die Aufstellung und der Vollzug des Haushalts. Aus den Anträgen der Fachbereiche auf Mittelzuweisungen muß ein Vorschlag an den Haushaltsausschuß gemacht werden, demnachher dem Ministerium vorgelegt wird. Bei der knappen Ausstattung der Universität kann der Haushaltsausschuß kaum einen Vorschlag unterbreiten,

der sich mit den Vorstellungen des Finanzministers deckt. Die Frage, wie diese Deckungsgleichheit hergestellt wird, bedarf immer wieder eingehender Verhandlungen. Zumindest wünschen wir uns dies und nicht, daß wir praktisch mit einem Federstrich gesagt bekommen: Soviel und nicht mehr. Soweit die Seite der Haushaltsaufstellung. Der Haushaltsvollzug beinhaltet die Verteilung der Mittel auf die einzelnen Institutionen und Stellen. Dazu gehört aber auch die laufende Überwachung, damit die Gelder sparsam, zweckmäßig und nach rechtlichen Gesichtspunkten richtig ausgegeben werden.

REDAKTION: Welche Hauptschwierigkeiten treten für Sie in beiden Komplexen auf: Bei den Verhandlungen mit dem Ministerium und der Überwachung innerhalb der Universität?

KANZLER: Bei Verhandlungen mit den Ministerien liegen die Schwierigkeiten hauptsächlich darin, daß der Mittelbedarf, den die Universität hat, sich mit den Finanzplanungen des Landes nur schwer in Einklang bringen läßt, insbesondere bei der Titelgruppe 71, die für die Universität ohne die Kliniken eine Größenordnung von 7,5 Millionen hat. Nach industriellen Maßstäben brauchte man diese 7,5 Millionen allein für Abschreibung, Wartung und Ersatzbeschaffung. Tatsächlich sind das die Mittel für den gesamten Lehr- und Forschungsbetrieb. Bücher, Geräte, Wartungsverträge, Reisen von Wissenschaftlern müssen davon ebenso bezahlt werden wie Vorlesungsmanuskripte und Telefongebühren. Wenn dieser Titel doppelt so hoch wäre, wäre er m. E. immer noch knapp bemessen.

REDAKTION: Wie hoch ist jetzt der Etat, den Sie zur Verfügung haben? Und über welche Beträge können Sie frei disponieren?

KANZLER: Der Universitätshaushalt schließt für 1974 mit 94,1 Millionen ab, der des Klinikums mit 118,8 Millionen. Der Zuschuß des Landes zu den Ausgaben der Universität beträgt 86,4 Millionen und zu denen des Klinikums 65,8 Millionen DM. Die persönlichen Verwaltungsausgaben belaufen sich in der Universität auf 74,4 Millionen und in den Kliniken auf 76 Millionen DM. Der größte Teil der Gesamtausgaben wird also für indisponible Personalkosten verbraucht. Die einzige Dispositionsmasse, die der Universität bleibt, sind die 7,5 Millionen für Forschung und Lehre. Der Spielraum ist relativ gering. Die Masse, die man hätte umverteilen oder nachverteilen können, lag in diesem Jahr etwa bei 1 Mill. DM. Von dieser Million sind rd. 400 000 DM verwendet worden, um unterversorgte Einheiten aufzustocken und etwa 600 000 DM benutzen wir, um gezielt bei Berufungen oder sonstigem Einzelbedarf Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Das ist also die eigentliche Dispositionsmasse, die ich in der Weise verwalte, daß ich dem Haushaltsausschuß begründete Verwendungsvorschläge unterbreite.

REDAKTION: Im Grunde eine sehr geringe Disposition.

KANZLER: Das trifft auf das gesamte öffentliche Haushaltswesen zu und ist nicht auf die Universität beschränkt. Auch die einzelnen Länder und der Bund haben im Grunde genommen eine äußerst bescheidene Dispositionsmasse. Sie wird nur durch die inflationären Tendenzen und die damit einhergehenden höheren Steuereinnahmen etwas kaschiert, weil dadurch zusätzliche Mittel in die Staatskassen fließen. Statt sie den Stellen zur Verfügung zu stellen, die durch Preissteigerungen besonders hart betroffen sind, friert man diese Gelder ein oder benutzt die scheinbar disponiblen Mittel, um damit andere Ausgaben zu finanzieren.

REDAKTION: Das Gros der Mittel ist also festgelegt für Personalausgaben. Das ist ein Block, an dem nichts abzustreichen und dem im Grunde auch nichts zuzufügen ist. Die Sachmittel sind so niedrig bemessen, daß eben auch da kein nennenswerter Verfügungsspielraum vorhanden ist.

KANZLER: Wenn Sie noch einen Verfügungsspielraum sehen wollten, dann wäre es der bei der Gebäudebewirtschaftung. Wir geben beispielsweise für Bauunterhalt 1,7 Millionen DM im Jahr aus. Aber eine echte Dispositionsmöglichkeit ist das nicht. Um das zu illustrieren: Wir können allenfalls entscheiden, Schönheitsreparaturen in einem Gebäude vorzuziehen, wenn wir auf eine ebenso notwendige Renovierung an anderer Stelle verzichten. Das ist also der Spielraum der hier besteht.

Auf einem anderen Gebiet, dem Bauhaushalt, sind wir mehr oder minder auf die Entscheidungen des Kultus- und Finanzministeriums angewiesen. Er wird vom Staatlichen Hochschulbauamt verwaltet und bewirtschaftet. Allerdings gibt es auch hierzu immer wieder Beschlüsse des Ständigen Ausschusses III, der sich im Einzelnen damit befassen muß, welche Maßnahmen eingeleitet werden sollen und welche zurückgestellt werden müssen. Wir sind jedoch in diesen Entscheidungen nicht frei; ich darf in dem Zusammenhang nur an den Neubau der Chemie erinnern, bei dem wir aufgrund der neuen Richtzahlen vom Kultusminister kurzfristig die Anweisung erhielten, 3 000 qm sind einzusparen und anderen Nutznießern bereit zu stellen. Leider haben wir auf die Höhe der jährlichen Investitionsmittel wenig Einfluß. Der Bauhaushalt betrug 1973 noch 73,3 Mill. DM, soll aber für Gießen nach den Vorstellungen der Landesregierung in den kommenden Jahren erheblich reduziert werden.

REDAKTION: Worin bestehen die Unterschiede zwischen der jetzigen Einheitsverwaltung und dem früheren System?

KANZLER: Das System, so wie es nach dem Kriege sowohl an der Universität Gießen als auch an vielen anderen Universitäten eingeführt oder fortgeführt wurde, trennte zwischen der sog. akademischen Verwaltung einerseits und der wirtschaftlichen Verwaltung andererseits. Rektor und Senat beschränkten sich im wesentlichen auf die akademischen Angelegenheiten, während die gesamte Wirtschafts- und Personalverwaltung je nach Organisation in den Händen des

Kanzlers, des Kurators oder des Verwaltungsdirektors lag. In den süddeutschen Universitäten, insbesondere in Baden-Württemberg war es anders. Dort lag sie der Form nach beim Rektor, der sich dann entweder des Universitätsyndikus oder Verwaltungsdirektors bediente, um die wirtschaftliche Verwaltung der Universität durchzuführen. Das System ist im Grunde genommen durch die Entwicklung der Universität zum Großbetrieb überholt. Ebensoviele wie eine Stadt mit einem Etat von 100 bis 200 Millionen mit einem ehrenamtlichen Bürgermeister auskommen kann, war der einjährige Rektor als Repräsentant der Universität in der Lage, die ständig wachsenden Aufgaben zu erfüllen. Dagegen ist sicher ein System, in dem mehrere Personen hauptberuflich bestimmte Funktionen wahrnehmen, der heutigen Aufgabe der Universität angemessener. Der Präsident trägt dabei zunächst die Verantwortung für die Gesamtuniversität; in seinem Namen und nach gesetzlichem Auftrag werden aber in den verschiedenen Ressorts eigenverantwortlich bestimmte Aufgaben wahrgenommen, so z. B. die Angelegenheiten der laufenden Verwaltung im Bereich des Kanzlers.

REDAKTION: Halten Sie das heutige System für effektiver?

KANZLER: Ja, das alte System ist überholt. Wobei es natürlich ein Glücksfall ist, daß an allen hessischen Universitäten fachlich kompetente Leute als Präsidenten gewählt wurden. In Gießen war der Präsident vorher Rektor, in Frankfurt und Darmstadt haben Professoren, die doch mit den Aufgaben der Universität vertraut waren, dieses Amt übernommen, in Marburg wurde mein früherer Kollege zum Präsidenten gewählt.

REDAKTION: Wie hat sich die Selbstverwaltung der Universität unter dem neuen System entwickelt? Was können Sie selbst entscheiden und was bestimmt der Kultusminister?

KANZLER: Bei dem letzten Haushalt und Nachtragshaushalt bekamen wir alle Stellen mit einem Vermerk, für welche Fachbereiche und für welche Zwecke sie zu verwenden seien. Auch in Bauangelegenheiten und den sich dabei ergebenden Kapazitätsfragen zeichnet sich das gleiche Bild ab, wie ich Ihnen bereits gesagt habe. Hier ist für Autonomie leider wenig Raum. Sie ist im Gesetz dem Präsidenten z. B. bei der Wiederbesetzung von Professuren expressiv verbis eingeräumt. Er hat nach Anhörung der zuständigen Gremien zu entscheiden, ob die Professur für dieses Fachgebiet oder für ein anderes verwandt werden soll und unterbreitet seinen Vorschlag dem Haushaltsausschuß, der letzten Endes darüber entscheidet. Es könnte natürlich auch geschehen, daß der Kultusminister einen solchen Berufungsvorschlag nicht akzeptiert.

REDAKTION: Hat es in dieser Beziehung schon Konflikte gegeben zwischen Universität und Ministerien?

KANZLER: Nein. Und zwar deswegen nicht, weil unsere Vorschläge bisher im wesentlichen darauf hinausliefen, an den Schwerpunkten des Lehr- und Forschungsbedarfs zu helfen.

REDAKTION: Ergeben sich aus Ihren begrenzten Möglichkeiten Schwierigkeiten bei Berufungsverhandlungen?

KANZLER: Ja, zweifellos. Sie können zwar dem Gesetz nach oder auch durch Erlaß vorschreiben, Berufungs- und Bleibeverhandlungen sollten nicht stattfinden, weil das dem System der Mindestausstattung oder Bedarfsausstattung widerspreche. Sie müssen aber bedenken, daß es sich hier auch um einen Markt handelt und wenn Sie jemandem, der einen Ruf nach auswärts hat, nur mit guten Worten begegnen, dann wird er doch letzten Endes woanders die besseren Arbeitsbedingungen wählen. Wir verstehen Berufungs- und Bleibeverhandlungen allein in dem Sinn, daß wir dem betreffenden Wissenschaftler in Abstimmung mit dem Haushaltsausschuß und der Fachbereichskonferenz einen verbindlichen Vorschlag unterbreiten, der eine Aussage darüber macht, wie sein Fachgebiet in den kommenden Jahren ausgestattet sein wird. Das ist keine persönliche Zusage in dem Sinne, daß der Betreffende dann erklärt, mir stehen so und soviel Mark, Räume oder Personen zur Verfügung, sondern eine Zusicherung für das von ihm vertretene Fachgebiet. Selbstverständlich hat er dann das Recht, Vorschläge zu machen bis zur Nominierung von Personal, das ihm nach den getroffenen Entscheidungen für seine dienstlichen Aufgaben zur Verfügung stehen soll. Auf diesem Gebiet sind die Schwierigkeiten zweifelsohne hoch, denn bei einem Personalzuwachs von 35 Stellen, die wir im vergangenen Jahr hatten und der sich auch für die kommenden Jahre abzeichnet, ist an Zusagen kaum zu denken. Bei Sachmitteln ist eher eine bescheidene Hilfe möglich. Im Grunde genommen wird aber nur das vollzogen, was man schon viel früher dem Fachgebiet hätte zur Verfügung stellen müssen.

REDAKTION: Was halten Sie davon, daß Nichtwissenschaftliche Bedienstete in Berufungsausschüssen vertreten sind?

KANZLER: Mit beratender Stimme, ja. Denn es mag sein, daß ein Nichtwissenschaftlicher Mitarbeiter, wenn er beispielsweise bei einer Anhörung zugegen ist, Hochschullehrer, Wissenschaftliche Mitarbeiter und Studenten auf Momente aufmerksam machen kann, die für das künftige Arbeitsklima von Bedeutung sind. Aber eine allgemeine Fachkompetenz für die Berufung eines Professors wird man sicherlich einem nichtwissenschaftlichen Bediensteten in der Regel nicht zu erkennen können.

REDAKTION: Wie groß ist jetzt die Verwaltung der Universität?

KANZLER: Die Universitätsverwaltung hat zentral 154 Personen, die Klinikverwaltung 96,5 Personen, die technischen Betriebe der Universität 70 und die der Kliniken 377. Mit den 22 in der Fachbereichsverwaltung beschäftigten Sekretärinnen sind das 719,5 Stellen.

REDAKTION: Wie stark ist das Verwaltungspersonal gewachsen, verglichen mit dem sonstigen Wachstum der Universität?

KANZLER: Die Entwicklung bei dem Verwaltungspersonal ist insgesamt langsamer verlaufen als bei dem wissenschaftlichen und sonstigem Personal der Universität. Eine Steigerung hat es natürlich mit Inkrafttreten des Universitätsgesetzes gegeben, denn die Einrichtung von 23 Fachbereichen gegenüber 6 Fakultäten und der Verwaltung der AfE, die neuen Funktionen der Präsidialverwaltung brachten zusätzliche Belastungen. Denken Sie nur daran, daß im Wahlamt ständig 3 Personen tätig sind. Im Rechenschaftsbericht des Präsidenten können Sie lesen, was die Wahlen an Personal- und Sachmitteln die Universität laufend kosten . . .

REDAKTION: Wie haben Sie das Wachstum der Aufgaben aufgefangen, wenn das Verwaltungspersonal insgesamt nicht so zugenommen hat wie die Zahl der Inhaber von wissenschaftlichen Stellen und die Zahl der Studierenden?

KANZLER: Einmal dadurch, daß eine Reihe von Mitarbeitern stärker belastet wurde und zum zweiten werden bestimmte Stellen, — beispielsweise ein Leiter der Rechts- oder Personalabteilung — immer benötigt, unabhängig von der Größe der Universität.

REDAKTION: Nun hat aber die Personalabteilung doch automatisch mehr zu tun, wenn mehr wissenschaftliches Personal eingestellt wird!

KANZLER: Ja, und deshalb haben wir auch laufend ergänzt. Wenn z. B. im Laufe der Jahre mehrere Hundert Wissenschaftler und andere Mitarbeiter dazu kommen, wird nicht nur die Personalabteilung, sondern u. a. auch die Universitätskasse stärker belastet, denn die Kasse hat die Vergütungsabrechnung durchzuführen. Gewisse Erleichterungen sind jetzt dadurch eingetreten, daß die Beamtenbesoldung in Wiesbaden von einer eigenen Behörde vorgenommen wird. Dazu kommt, daß seit diesem Jahr die Gehälter unserer Angestellten beim kommunalen Gebietsrechenzentrum und die Löhne der Arbeiter in Wiesbaden bei der Hessischen Zentrale für Datenverarbeitung berechnet werden.

REDAKTION: Sehen Sie in dieser Richtung noch weitere Möglichkeiten zur Rationalisierung der Verwaltung durch den Einsatz der EDV?

KANZLER: Da sind wir leider noch nicht so weit, wie wir uns das vorgestellt haben. Sicher auch deswegen, weil wir die Stelle eines EDV-Organisators erst zu Beginn dieses Jahres besetzen konnten. Wir haben natürlich das Ziel, zu einer Personaldatenbank und zu einem EDV-gerechten Abrechnungssystem in der Haushaltsabteilung zu kommen. Aber das wird noch einige Zeit brauchen und man sollte nicht die euphorische Vorstellung damit verbinden, daß dann viel gespart wird. Dazu eine Anmerkung: Wir waren Ende vergangenen Jahres in

Wiesbaden, um die Stellen für den Nachtragshaushalt zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit meinte der Minister: »In einigen Jahren werden wir bei einer Verfeinerung des Instrumentariums in der Lage sein, das alles noch viel genauer zu machen.« Da meldete sich mein Kollege aus Frankfurt und sagte: »Herr Minister, ich habe das Empfinden, Sie werden dann nach diesen vier oder fünf Jahren vielleicht sagen können, meine Rechnung hat für Gießen eine halbe Stelle weniger und für Frankfurt eine halbe Stelle mehr ergeben . . .

REDAKTION: Wie sehen Sie die Chancen für die räumliche Zusammenführung der bisher dezentralisierten Verwaltung in einem Neubau?

KANZLER: Eines der dringendsten Anliegen der Universität ist es, für die Präsidialverwaltung ein vernünftiges Verwaltungsgebäude zu bekommen. Wir arbeiten zur Zeit in 10 verschiedenen Gebäuden. Ganz abgesehen von der Verzögerung im Post- und Aktenumlauf sind auch die persönlichen Kontakte, die ja auch zu einer funktionierenden Verwaltung gehören, weitgehend unterbunden. Wir haben ein Raumprogramm für ein Verwaltungsgebäude verabschiedet. Leider kann es frühestens 1978 begonnen werden. Bis zu diesem Jahr wird der Notstand ganz sicher noch bleiben.

REDAKTION: Eine andere Frage. Ihre Verhandlungspartner oder Ihre Kooperationspartner innerhalb der Universität sind einige von den Ständigen Ausschüssen. Sehen Sie die Ausschüsse, mit denen Sie vor allem zu tun haben eher als hochschulpolitische oder mehr als sachbezogene Instanzen?

KANZLER: Ich habe im wesentlichen mit dem Haushaltsausschuß zu tun, der eine recht greifbare Materie zu behandeln hat, d. h. hier ist eine elementare Sachaufgabe zu erledigen, denn das Zuweisen oder Nichtzuweisen der Stellen, von Mitteln ist ein ganz entscheidender Eingriff oder eine entsprechende Förderung bestimmter Einrichtungen und somit hochschulpolitisch relevant.

REDAKTION: Sie haben mit einer Vielzahl von Gremien in der Universität zu tun. Im Hinblick auf welche Gremien oder welche Einrichtungen der Universität treten für Sie am meisten Schwierigkeiten auf? Wo sind, anders gefragt, die Organisationskonstruktionen der Universität aus Ihrer Sicht am fragwürdigsten?

KANZLER: Bei gegebener Gesetzeslage ist dies nicht allein eine Frage der Konstruktion, sondern auch eine Frage der Art und Weise, wie die Leiter und Mitglieder der einzelnen Gremien ihre Aufgaben verstehen. Wenn sie ihre Aufgabe darin sehen, über möglichst Vieles viel und andauernd zu reden und dann über möglichst wenig zu entscheiden, dann muß es natürlich schief gehen. Wird dagegen in den Gremien über Grundsätzliches nach sachgerechter und eingehender Diskussion entschieden und dann dem Geschäftsführenden die Ausführung in eigener Verantwortung überlassen, dann kann es gut gehen. Also ich meine, es ist weniger eine Frage der Konstruktion als eine

Frage der Menschen, die in solchen Konstruktionen arbeiten. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Über die Notwendigkeit der Verbesserung besteht kein Zweifel. Es wird ja an den verschiedenen hessischen Universitäten nach dem Hessischen Universitätsgesetz gearbeitet und die Effektivität ist bei den einzelnen Universitäten und bei den einzelnen Institutionen durchaus unterschiedlich, trotz gleicher gesetzlicher Grundlage.

REDAKTION: Welche Universität halten Sie für die effektivste?

KANZLER: Ich halte die Verwaltung der Universität Gießen für durchaus effektiv, ohne dabei jetzt Noten verteilen zu wollen, wie gut die anderen Universitäten arbeiten.

REDAKTION: Was sind Ihre Kriterien für die Effektivität einer Universitätsverwaltung?

KANZLER: Die anstehenden Probleme hart angehen, sachlich durchdiskutieren, nach der Diskussion entscheiden und diese Entscheidungen dann auch respektieren und in die Tat umsetzen.

REDAKTION: Wie weit können Sie messen, ob diese Kriterien auch an den Stellen der Universität, mit denen Sie nicht direkt verbunden sind, berücksichtigt werden?

KANZLER: Wenn Sie in Protokollen lesen, daß über Stunden diskutiert wird, ob jemand eine Dienstreise von einem halben Tag macht oder nicht, dann ist das wenig effektiv. Dazu braucht man kein Gremium, sondern es muß m. E. Sache des Geschäftsführers sein, Mittel für eine Reise bereitzustellen und damit auch die Bezahlung zu gewährleisten.

REDAKTION: Ist das nicht doch eine Frage der Konstruktion oder eines möglichen Konstruktionsfehlers? Ist es zweckmäßig, solche Entscheidungen in größeren Gremien zu behandeln?

KANZLER: Das ist alles andere als zweckmäßig. Der Fehler liegt darin, daß diese Gremien z. Teil nicht bereit sind, sich auf Grundsätzliches zu beschränken, um dann dem Geschäftsführer die daraus resultierenden Aufgaben zu überlassen.

REDAKTION: Wie ist eigentlich der Informationsfluß zwischen Universitätszentrale und den Einheiten der untersten Ebene, also den nun ja sehr zahlreichen Fachbereichen?

KANZLER: Wir bekommen einerseits sämtliche Protokolle der einzelnen Gremien, die dann hier in der Präsidialabteilung ausgewertet werden, um auf diese Weise Informationen über die Beschlüsse zu erhalten. Zum anderen informieren wir in Form von Rundschreiben und im JLU-Forum. Aber das ist ja praktisch keine amtliche Quelle, sondern nur eine allgemeine Mitteilung.

REDAKTION: Was halten Sie am Hessischen Universitätsgesetz für novellierungsbedürftig?

KANZLER: Daran ist sehr vieles reformierungsbedürftig, sicher auf jeden Fall diese unglückliche Unterscheidung zwischen ständigen und nichtständigen Betriebseinheiten. Das führt oft dazu, daß für Aufgaben, die im Grunde genommen auf Dauer angelegt werden — nur weil die Vorschriften für eine ständige Betriebseinheit vielleicht nicht ganz den Wünschen der Beteiligten entsprechen — eine nichtständige Betriebseinheit eingerichtet wird, die dann u. U. auch in einer Weise verwaltet werden soll, die nicht mit den Vorstellungen des Bundesverfassungsgerichtes konform geht.

Nach dem Gesetzentwurf, den die größere der Mehrheitsfraktion im Hessischen Landtag einzubringen gedenkt, soll es künftig unterhalb des Fachbereichs nur noch die ständige Betriebseinheit geben, die dann aber nicht mehr »ständig«, sondern nur noch Betriebseinheit heißt und sich — man höre und staune — auch Institut nennen darf. Sicherlich ist das kein Schritt in die Vergangenheit, sondern nur die Erkenntnis, daß es nicht allein damit getan ist, irgendwelche Modelle zu schneiden und daß man funktionsfähige Einheiten unterhalb der Fachbereiche braucht, wenn man vernünftig arbeiten will.

REDAKTION: Das Hessische Universitätsgesetz soll ja u. a. auch dazu dienen, die innere Transparenz der Universität zu erhöhen. Ist die Universität durch das Gesetz überschaubarer geworden, hat sich im Hinblick auf Transparenz nichts verändert oder ist sie unübersichtlicher geworden?

KANZLER: Auf der einen Seite ist sie durch die Verbreiterung auf so viele Fachbereiche sicherlich nicht in dem Sinne übersichtlicher geworden, daß sie sich durch einen Blick auf eine beschränkte Zahl von Einheiten ein Gesamtbild machen könnten. Es ist einfacher, Informationen von 6 Fakultäten und Dekanen einzuholen, als von 23 Fachbereichen und ebenso vielen Dekanen. Insofern ist die Übersichtlichkeit nicht größer geworden. Auf der anderen Seite ist durch die kleineren Abgrenzungen die Übersicht gewachsen, denn sie haben mit dem einzelnen Fachbereich eine besser überschaubare Einheit vor sich, als es eine Fakultät gewesen ist.

REDAKTION: Trägt diese Spezialisierung dazu bei, die Transparenz zu erhöhen?

KANZLER: Es besteht durchaus die Möglichkeit, sich umfassender und eingehender in bestimmten Teilbereichen zu informieren, weil sie mit Hilfe der Protokolle, eines Gesprächs mit dem Dekan oder auch Gesprächen in der Fachbereichskonferenz viel schneller an diese Probleme herankommen als in dem früheren großen Gremium. Andererseits macht die Vielzahl der Protokolle, Gremien und Sitzungen es schwieriger, sich ein vollständiges Bild über den Zustand in den Fachbereichen zu machen. Ein ständiger Gesamtüberblick ist wahrscheinlich bei einer großen Universität zumindest nicht durch eine Person allein zu erreichen.

REDAKTION: Herr Kanzler, wir danken Ihnen für das Interview.

Das Nervenzentrum in Gießen - ein Kapitel hessischer Universitätspolitik

Die Geschichte des Gießener Nervenzentrums spiegelt die besondere Lage der Gießener Universität und ihrer Medizinischen Fakultät im Nachkriegshessen und die von ihr ausgehenden richtungweisenden Reformbemühungen für die Medizin in der Bundesrepublik wieder, zugleich zeigt sie, wie eine moderne Konzeption mit grundlegender Bedeutung für die klinische Universitäts-Medizin beurteilt wurde, sich entwickelte und schließlich zu Ende ging.

Stadt und Universität Gießen wurden im Dezember 1944 durch Luftangriffe zerstört: Die Universität blieb nach Kriegsende auf Befehl der amerikanischen Besatzungsmacht als einzige Universität in Deutschland geschlossen. Landwirtschaftliche und veterinärmedizinische Fakultät durften 1946 als Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin wieder eröffnet werden. Die klinisch medizinischen Fächer wurden 1950 als Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung angegliedert. Ihre Aufgaben waren der klinische Unterricht für Studenten, die Forschung auf dem Gebiet theoretischer, praktischer und sozialer Medizin und die ärztliche Fortbildung. Anlässlich der 350-Jahrfeier der Universität (1957) wurde mit Aufnahme des vorklinischen Studiums die Medizinische Fakultät in vollem Umfang wieder errichtet.

Von ihr gingen die entscheidenden Impulse und Beiträge zur Reformierung des Medizinstudiums in der Bundesrepublik Deutschland durch Einführung einer Studienreform mit Betonung des praktischen Unterrichts und der Fächerintegration im Jahre 1956 und ihre konsequente praktische Durchführung aus; sie fanden ihren vorläufigen Abschluß in der Approbationsordnung von 1970. Ausdruck dieses fortschrittlichen Konzeptes sind die Gründung von ersten Lehrstühlen in der Bundesrepublik für Menschliche Ernährungslehre, Physikalische Medizin, Psychosomatische Medizin, Pleoptik und Orthoptik, Sozialmedizin, Arbeitsmedizin und Sportmedizin und eine bauliche Gesamtplanung der Medizinischen Fakultät mit Vorklinikum und Klinikum und ihrer Verknüpfung mit dem Altklinikum als Universitätskrankenhaus und Rehabilitationszentrum zwischen 1960 und 1962 durch das Institut für Krankenhausbau der Technischen Universität Berlin.

Die Nervenheilkunde war in dieser Zeit in Gießen durch die Psychiatrische und Nervenklinik vertreten, ab 1953 erweitert durch die Neurochirurgische Abteilung der Chirurgischen Klinik. Von Bedeutung für ihre weitere Entfaltung wurde die vorläufige Unterbringung des Max Planck-Institutes für Hirnforschung in Gießen zwischen 1949 und 1961.

Der entscheidende Schritt zu einem Nervenzentrum war das von der Medizinischen Fakultät der Universität und der Landesregierung gebilligte *Memorandum zur Entwicklung der Neurologischen Wissenschaften an der Justus Liebig-Universität vom Jan. 1962* (H. W. Pia). Kern dieses für die Bundesrepublik ersten Konzeptes ist die Integration aller nervenheilkundlichen Disziplinen auf sämtlichen Gebieten von Klinik, Forschung und Lehre bei gleichzeitiger Entwicklung und Förderung weiterer Spezialgebiete.

Gliederung und Organisation des Nervenzentrums

Die zwischen 1961 und 1963 neugeschaffenen Kliniken für Neurochirurgie (1961, Direktor: Prof. Dr. H. W. Pia), Psychosomatische Medizin (1962, Direktor: Prof. Dr. Dr. H. E. Richter), Neurologie (1963, Direktor: Prof. Dr. F. Erbslöh) und Neuropsychiatrie (1963, Direktor: Prof. Dr. A. Derwort) beschlossen eine enge Zusammenarbeit, konsequente Integration und die Entwicklung der Spezialgebiete: Kinder- und Jugendpsychiatrie, Mediz. Psychologie, Neuropathologie, Neuroradiologie, Klinische Neurophysiologie und Klinische Neurochemie.

Zur Förderung der Zusammenarbeit wurde 1963 die ständige Konferenz der 4 Klinikdirektoren als *ständige Direktoren-Konferenz des Nervenzentrums* geschaffen. Ihre Aufgabe war die Koordinierung von Ausbildung, Personal-, Sach- und Investitionsfragen, sowie die Verbesserung intradisziplinärer Zusammenarbeit und der Personalstruktur. Die *Geschäftsordnung* dieser Konferenz sieht einen geschäftsführenden Vorsitzenden für die Dauer eines Jahres vor. Seine Aufgaben sind die Leitung der zweiwöchentlichen Sitzungen, die Wahrnehmung der laufenden Geschäfte, die das Nervenzentrum in seiner Gesamtheit betreffen und die Vertretung gemeinsamer Beschlüsse in den akademischen Gremien und im Ministerium.

Lehrstühle für Neuropathologie und Kinderpsychiatrie wurden 1962 bzw. 1965 beantragt, der Lehrstuhl für Neuropathologie 1969 geschaffen. Die weitere Entwicklung der strukturellen und organisatorischen Gliederung des Nervenzentrums verlangsamte sich in dem Maße, in dem sich die zugesagte Realisierung des Neubaus als Voraussetzung dafür verzögerte und kam schließlich mit dessen Verwerfung zum Stillstand. So sehr gerade die bisherigen Integrationsbemühungen der 4 Kliniken der im neuen Hessischen Hochschulgesetz vorgesehenen Einrichtung von Zentren zu entsprechen schienen, so mußte doch wegen der mittlerweile eingetretenen Ausweitung innerhalb der einzelnen Disziplinen und vor allem wegen der räumlichen Entfernung auf die Schaffung eines einzigen Nervenzentrums unter den jetzigen Gegebenheiten verzichtet werden. Die Einrichtung von Zentren für Neuropsychiatrie, Psychosomatische Medizin, Neurologie einschließlich Neuropathologie sowie Neuro-

chirurgie unter Beibehaltung der Kooperation und Integration war die logische Folge des von der Landesregierung verhinderten Neubaus.

Lehre und Forschung

Der freiwillige Zusammenschluß der Direktoren des Nervenzentrums führte zu einer umfassenden Neuplanung und Organisation des studentischen Unterrichts und der ärztlichen Weiter- und Fortbildung.

Ab 1963 erfolgte mit Billigung des Prüfungsvorsitzenden und der Staatlichen Gremien eine Neuordnung der *bisherigen Pflichtvorlesung Nervenheilkunde* unter Beteiligung aller klinischen Fächer zu einer siebenstündigen Pflichtvorlesung (Neuropsychiatrie 3 Stunden, Psychosomatische Medizin 1 Stunde, Neurologie 2 Stunden und Neurochirurgie 1 Stunde), die Einführung von Untersuchungskursen für Psychiatrie und Neurologie, Gemeinschaftsvorlesungen und -demonstrationen, die Integration der Neurotraumatologie in die Chirurgie. In Konsequenz der Neuordnung des Unterrichts wurde für das Medizinische Staatsexamen die *Kollegialprüfung* durch 2 Prüfer, vertreten durch je einen Vertreter der somatischen und der psychischen Fächer der Nervenheilkunde, gegen anfängliche Bedenken der staatlichen Prüfungsinstanzen eingeführt. Die Approbationsordnung von 1970 hat das Prinzip des integrierten Unterrichts und Examens für das nervenheilkundliche Stoffgebiet übernommen. Die Anpassung an eine modifizierte Unterrichts- und Examensgestaltung hat aufgrund der 10jährigen Erfahrung in Gießen nahtlos erfolgen können. Gemeinsame Demonstrationen, Kolloquien und Fortbildungsveranstaltungen ergänzen die Lehrtätigkeit.

Die Zusammenarbeit erwies sich auf dem Gebiet der Forschung als ebenso fruchtbar. Sie führte zu einer *Schwerpunktforschung* in den einzelnen Kliniken, vermied mit der damit verbundenen Begrenzung Doppelinvestitionen und zwang zu vermehrter Zusammenarbeit. So wurden z. B. in der Neurologie Forschungen zur Hirndurchblutung und klinischen Neurophysiologie und in der Neurochirurgie Forschungen zur intracraniellen Drucksteigerung, zentralen Dysregulation und klinischen Neurochemie besonders intensiviert, obwohl beide Disziplinen an den erwähnten Fragestellungen gleichermaßen ein besonderes Interesse haben. Als Ergebnis der intra- und interdisziplinären Arbeit wurde 1968 dem Antrag des Nervenzentrums von 1966 auf Schaffung eines Sonderforschungsbereiches stattgegeben. Der *Sonderforschungsbereich 32 der DFG* mit dem Rahmenthema „Mehrdimensionale Erforschung der zentralen Leistungs- und Werkzeugstörungen“ bot die besondere Chance, durch eine langfristige Förderung nicht nur die bestehende intradisziplinäre Forschung, sondern auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit durch ein gemeinsames Vorhaben des Nervenzentrums sinnvoll zu verbreitern.

Die bisherigen Forschungsergebnisse und die Anerkennung der Arbeit durch die Prüfungsgremien der DFG anlässlich der Begehungen haben die Richtigkeit des Konzeptes trotz der breiten Spannweite der Disziplinen bestätigt, zugleich aber auch die Mängel infolge fehlender räumlicher Integration und unzureichender Ausstattung der Provisorien einzelner Kliniken aufgezeigt.

Der Neubau des Nervenzentrums

Im Rahmen der Gesamtplanung der Medizinischen Fakultät wurde der Planung des Nervenzentrums wegen der behelfsmäßigen und unzureichenden Unterbringung der 4 Disziplinen und ihrer zu geringen Bettenzahl eine besondere Dringlichkeit zugebilligt und bis heute bestätigt.

Das erste Raumprogramm wurde im August 1962 vorgelegt.

Bettenkapazität: 380

Neurologische Klinik	80 Betten
Neurochirurgische Klinik	80 Betten
Neuropsychiatr. Klinik	160 Betten
Kinderpsychiatr. Klinik	30 Betten
Psychosomatische Klinik	30 Betten

Klinische Spezialabteilungen:

Neurochemische Abteilung und Routinelaboratorien

Neurophysiologische Abteilung

Neuropathologische Abteilung

Neuroradiologische Abteilung

Psychologische Abteilung

Physikalisch-therapeutische Abteilung

Räumliche Zusammenfassung aller Polikliniken.

Weitere Gemeinschaftseinrichtungen:

Verwaltung

Archiv

Fotoabteilung

Bibliothek

Lehrbereich mit Hörsälen, Kurs- und Seminarräumen, Arbeitsräumen für Studenten und Doktoranden.

Nach gutachterlicher Untersuchung und Modifizierung des Raumprogramms durch das Institut für Krankenhausbau Berlin und die Gremien von Universität und Landesregierung 1963 und 1964 erfolgte am 13. 4. 1964 die *Genehmigung des Raumprogramms* in seiner Form vom Februar 1964 durch die Hessische Landesregierung.

Gesamtnutzungsfläche 22.500 qm

Neurochirurgische Klinik	4.623 qm
Neurologische Klinik	3.433 qm
Psychosomatische Klinik	1.922 qm
Psychiatrische Klinik	11.643 qm
Zentraleinrichtungen	445 qm
Raumreserve	434 qm

Die Baumaßnahme sollte zum Landeshaushalt im Rechnungsjahr 1966 angemeldet werden.

Das Hessische Finanzministerium erteilte am 22. 4. 1964 den *Planungsauftrag an* das Staatsbauamt zur Erstellung eines Bauvorschlages mit Kostenschätzung.

Die *gutachterliche Äußerung mit Kostenschätzung* des Universitäts-Bauamtes wurde am 12. 1. 65 vorgelegt. In der Begründung der geschätzten Kosten von 51 Mill. DM für den Bau und 12.7 Mill. für besondere Betriebseinrichtungen heißt es: »Die derzeitige Unterbringung in den Kliniken ist teilweise sehr behelfsmäßig und entspricht nicht den Forderungen, die an eine moderne, gut ausgestattete Klinik zu stellen sind. Durch den geplanten Neubau und durch eine bauliche und betriebliche Konzentration wird darüber hinaus eine enge Zusammenarbeit ermöglicht und es werden die zentralen technischen Einrichtungen sinnvoll ausgenutzt werden können.« Der Hessische Kultusminister forderte am 1. 3. 1965 die Bedarfsliste für die besonderen Betriebseinrichtungen an. Sie wurde vorgelegt mit der wiederholten Forderung nach Einschaltung von Betriebsprüfern und Planungsgruppen. Es erfolgten eine Besichtigung der neuerbauten Kliniken in Stockholm und Besprechungen mit dem Institut für Krankenhausbau Berlin, der Hospitalplan — AG Morgen/Zürich und dem Wirtschaftsprüfer Andreas Rapp, Stuttgart.

Die Zusage, die *Baumaßnahme in den Haushalt 1966* aufzunehmen, wurde nicht eingehalten, *der Baubeginn auf 1967* und danach *auf 1968 verschoben*. Als Gründe dafür wurden angegeben: Der erschwerte Geländeerwerb auf dem Neubaugelände II, die Entscheidung über die Einschaltung des Instituts für Krankenhausbau und des Wirtschaftsprüfers Rapp, die grundsätzliche Entscheidung über den Neubau des Gesamtklinikums, die Finanzierung, u. a. Im Juli 1967 wurde die Weiterplanung des Nervenzentrums unter der Voraussetzung gestattet, daß das am 13. 4. 1964 genehmigte Raumprogramm keine Änderung erfahre. Dieses wurde bestätigt.

Der Kultusminister gab am 6. 12. 1967 folgenden zeitlichen Planungsablauf bekannt: Der Vorentwurf und die für einen *Kostenvoranschlag* notwendigen

detaillierten Überlegungen sollten *im Laufe des Jahres 1969 fertiggestellt* und anschließend der Kostenvoranschlag vorgelegt werden. Nach seiner Genehmigung wäre die Ausführungsplanung und der Kostenanschlag bis zum Baubeginn einzureichen.

Trotz dieser erneuten Zusage wurden die Planungen nicht aufgenommen.

Im Februar 1969 verlangte der Hessische Finanzminister *eine Überprüfung des Gesamtplanes für das Klinikum* des Institutes für Krankenhausbau vom Nov. 1962. Die im Raumprogramm 1964 vorgesehene Bettenzahl von 380 wurde auf 330 reduziert.

Neurochirurgische Klinik	80 Betten
Neurologische Klinik	80 Betten
Neuropsychiatrische Klinik	120 Betten
Kinderpsychiatrische Klinik	30 Betten
Psychosomatische Klinik	20 Betten

Am 30. 6. 1970 teilte der Hessische Kultusminister Herrn Pfarrer Stroh von der Evangelischen Klinik- und Krankenhauseelsorge mit, »daß beabsichtigt ist, *im Haushalt 1971/72 die Baumaßnahme Nervenzentrum Gießen* zu veranschlagen. Die bereitzustellenden Jahresraten werden sich nach dem möglichen Baufortschritt richten müssen. Der Umfang der Maßnahme wird die Bereitstellung von mehreren Millionen jährlich erforderlich machen, wenn die Neubauten zügig durchgeführt werden sollen. In der Finanzvorschau ist dies auch vorgesehen. Die endgültige Festsetzung der Jahresbeiträge wird erst nach Abstimmung mit der Staatsbauverwaltung und der Haushaltsabteilung des Hess. Ministers der Finanzen möglich sein, die in den kommenden Monaten vorgenommen wird. Voraussetzung für den schnellen Baubeginn für das Nervenzentrum ist die Festlegung der Bettenzahlen des gesamten neuen Klinikums, da hiervon der Standort der Nervenklinik abhängt«. In Fortsetzung dieser Taktik werden trotz weiterer Bemühungen des Fachbereichs 1970/71 und der Diskussion über den neuen *Baubeginn des Nervenzentrums im Jahre 1973* keine Fortschritte gemacht. In den Eckdaten vom Jahre 1973 wurden für den *Baubeginn des Nervenzentrums im Jahre 1977* 5 Mill. DM eingesetzt.

Schließlich teilt der Hessische Kultusminister am 7. 12. 1973 auf eine Anfrage zur Notlage der Neurochirurgie in Gießen und Marburg mit, »daß bei dem genehmigten Bau des Klinikums Lahnberge in Marburg es für außerordentlich schwierig gehalten wird, in Gießen eine Baumaßnahme von der Größe des geplanten Nervenzentrums in absehbarer Zeit vertreten zu können, weil damit die finanziellen Möglichkeiten des Landes unter Beachtung besonders der Ausgewogenheit der Landesplanung überfordert wären«.

Im Vertrauen auf die Zusagen der Hessischen Landesregierung haben die Kliniken der Nervenheilkunde in Gießen seit 12 Jahren unzureichende Provisorien mit teilweise nicht vertretbaren und unerträglichen Notständen und eine nur beschränkte Krankenversorgung in Kauf nehmen müssen.

Das Ende des Nervenzentrums, eine der fortschrittlichsten Konzeptionen für die klinische Medizin überhaupt, rechtfertigt die Dokumentation dieses in der Geschichte der deutschen Universitäten einmaligen Vorganges. Ob sich die Landesregierung ihrer Verantwortung bewußt ist und welche Konsequenzen sie aus ihr zieht, wird die Entwicklung der nervenheilkundlichen Fächer in den nächsten Jahren zeigen.

In schwierigen Zeiten zählt Freundschaft doppelt

In einer Universität gibt es immer wieder unvorhergesehene Lücken, Härten und Aufgaben. Oft werden für wichtige Anliegen des Forschungs- und Lehrbetriebes Mittel von anderer Seite nicht oder nicht ausreichend zur Verfügung gestellt. Die Gießener Hochschulgesellschaft hat hier in zahlreichen Fällen schnell und unbürokratisch geholfen – selbstverständlich ohne die Absicht, die dem Staat obliegenden Verpflichtungen zu ersetzen.

Zu den Projekten, die von der Gießener Hochschulgesellschaft in jüngster Zeit gefördert wurden, gehören:

die Inneneinrichtung des Gästehauses der Universität,

die Anschaffung eines neuen Exkursionsbusses,

wissenschaftliche Auslandskontakte,

Forschungsvorhaben,

die Erweiterung der Ludwig-Schunk-Bibliothek und

die bibliothekarische Aufarbeitung Gießener Dissertationen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Weiterhin wurde beschlossen, die technischen Einrichtungen für die Herausgabe einer wissenschaftlichen Schriftenreihe der Gießener Universität zu finanzieren.

Die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft wird zur Zeit von 722 Mitgliedern getragen. Die wachsenden Aufgaben machen es notwendig, den Kreis der Freunde und Förderer zu erweitern.

Wir bitten um Ihre Unterstützung bei der Mitgliederwerbung

Die Redaktion



Deutsche Bank

Der Universalbank gehört die Zukunft

●● In der Bundesrepublik haben sich in den letzten Jahren die Stimmen verstärkt, die eine politische und wirtschaftliche Systemänderung anstreben. Die Verfechter solcher systemverändernder Ideologien wissen, daß sie mit massiven Vorstößen nichts erreichen, sondern am besten mit der Methode kleiner Schritte vorankommen. Zu diesen kleinen Schritten gehören auch die Angriffe gegen das Universalbank-system, die aber letzten Endes auf die Verstaatlichung privater Banken hinzielen, also mit der Frage der Zweckmäßigkeit eines universalen Bankgeschäfts nichts zu tun haben. In einer Welt mit wachsender Arbeitsteilung kann der Verkauf von Bankleistungen jeglicher Art aus einer Hand auf den ersten Blick anachronistisch erscheinen. In Wirklichkeit steht diese Verkaufsmethode aber in bestem Einklang mit den modernen Strömungen der gesellschaftlichen Entwicklung. Der Mensch in unserer Zeit ist gegenüber der starken Arbeitsteilung mißtrauisch, weil ihm die Übersicht über große Bereiche des wirtschaftlichen Lebens verlorengegangen ist. Sich zurecht-zufinden wird für den einzelnen ebenso wie für jeden Betrieb immer komplizierter. Eine Institution, die in der Lage ist, eine Fülle von unterschiedlichen Leistungen anzubieten, ist genau das, was die Menschen in unserer modernen Gesellschaft und das Unternehmen in der arbeitsteiligen Wirtschaft brauchen.

Die Universalität befähigt eine Bank in ganz besonderem Maße, die Rationalität des Wirtschaftens zu erhöhen und damit zur Verbesserung sowohl des realen Sozialprodukts als auch der Lebensqualität beizutragen. ●●



Franz Heinrich Ulrich, Sprecher des Vorstandes der Deutschen Bank, auf der World Banking Konferenz in London am 15.1.1974

20 Jahre Neurochirurgie in Gießen

Die Neurochirurgie wurde an der Medizinischen Fakultät der Universität nach vorbereitenden Schritten 1949 durch den damaligen Chirurgen Prof. Dr. F. Bernhard und planmäßiger Förderung ab 1951 durch seinen Nachfolger Prof. Dr. K. Vosschulte als selbständige Abteilung der Chirurgischen Klinik im Oktober 1953 errichtet. Mit der Leitung der Abteilung wurde der Tönnis-Schüler H. W. Pia betraut. Die weitere Entwicklung wurde durch die Zusammenarbeit mit den in Gießen vorübergehend untergebrachten Abteilungen des Max Planck-Institutes für Hirnforschung und deren Direktoren Prof. Dr. H. Spatz und Prof. Dr. J. Hallervorden, sowie mit der Psychiatrischen und Nervenlinik unter ihrem Leiter Prof. Dr. H. Boening und durch die Empfehlungen des Wissenschaftsrates von 1960 beeinflusst. An Erweiterungen kamen dazu: 1961 ein a. o. Lehrstuhl für Neurochirurgie und die Neurochirurgische Abteilung und Poliklinik der Universität, 1962 ein ordentlicher Lehrstuhl und die Neurochirurgische Universitätsklinik mit Prof. Dr. H. W. Pia als Direktor. Im Rahmen des Hessischen Hochschulgesetzes erfolgte 1973 die Errichtung eines wissenschaftlichen Zentrums für Neurochirurgie am Klinikum der Universität, gleichfalls Direktor des Zentrums und Direktor der Klinik ist Prof. Pia.

Die anfängliche Zahl von 10 Betten konnte bis 1964 auf 52 erhöht werden. Das wurde möglich durch den Neubau des Operationstraktes der Chirurgischen Klinik und Umbau der Altklinik, die eine behelfsmäßige und beschränkte Unterbringung der Funktionsbereiche und der Stationen gewährleistet. Bei Benutzung des Keller- und Dachgeschosses, extremer Raumbeschränkung, nicht vertretbaren hygienischen und sanitären Bedingungen und teilweise unzumutbarer Belichtung und Belüftung wurde von Beginn an ein Neubau als vordringlich angesehen und das Provisorium für längstens 10 Jahre vorgesehen. Die 1956 in Gießen eingeführte erste moderne Studienreform in Deutschland und eine ebenso fortschrittliche Gesamtplanung der Medizinischen Fakultät in den Jahren 1960 – 1962 führten zu dem Konzept eines Nervenzentrums. Kern ist die Koordinierung und Integration aller Disziplinen der Nervenheilkunde in Lehre, Forschung und Krankenversorgung bei gleichzeitiger Förderung der Spezialdisziplinen in einem diesen Bedürfnissen angepaßten Neubau. Seine vordringliche Planung und Errichtung als erste Baumaßnahme auf dem Erweiterungsgelände II der Medizinischen Fakultät am Bergwerkswald wurde von allen Gremien der Universität und des Landes 1962 beschlossen und wegen des fortschrittlichen Charakters der Konzeption



Abb. 1: Ansicht der Neurochirurgischen Klinik im Seitentrakt der Chirurgischen Klinik.

und der nicht vertretbaren Provisorien bei allen Kliniken bis in die letzten Jahre befürwortet.

Das Raumprogramm wurde im April 1964 genehmigt. Für die Neurochirurgie waren 80 Betten und eine Gesamtnutzungsfläche von 4.623 qm vorgesehen. Aufstellung der Betriebseinrichtungen, erste Kostenschätzung und ein Vorentwurf schlossen sich 1964 und 1965 an. Der für 1966 vorgesehene Baubeginn wurde in der Folge mehrfach verschoben, zuletzt auf 1977 festgesetzt. Im Dezember 1973 teilte der Kultusminister des Ende des Nervenzentrums mit. In einer besonderen Dokumentation ist die Geschichte des Gießener Nervenzentrums niedergelegt.

Für die Neurochirurgie bedeutet die Verwerfung des Nervenzentrums die Konfrontation mit einer ausweglosen Situation. Die räumlichen Verhältnisse sind trotz technisch guter Investitionen in Einzelbereichen so katastrophal, daß sie eine sofortige umfassende Dauerlösung erfordern.

An der Klinik sind heute 93 Personen beschäftigt: 16 Ärzte, 13 technische Kräfte, 49 Schwestern und Pfleger, 8 Schreibkräfte und 7 weitere Mitarbeiter. Die Zahl stationärer Behandlungen ist von 200 auf 1000 jährlich angestiegen, die der ambulanten Untersuchungen von 1000 auf ca. 4000 jährlich. In 20 Jahren wurden nahezu 17 000 Kranke stationär und 45 000 ambulant behandelt. Unter ihnen haben Schädelhirnverletzungen mit 35%, Tumoren mit 23%, Bandscheibenerkrankungen mit 19% und Gefäßkrankheiten mit 5%, letztere



Abb. 2: Operationsaal, in dem an 2 Tischen jährlich 1200 Operationen durchgeführt werden müssen.

mit schnell steigender Tendenz, die größte Bedeutung. Nahezu 11 000 Operationen wurden durchgeführt, die jährliche Frequenz beträgt seit einigen Jahren 1 200 Operationen. Die Einführung neuer Operationsverfahren, wie der Microchirurgie mit Hilfe des Operationsmikroskopes, hat die Zahl von großen und risikoreichen Eingriffen zunehmend erhöht, die Behandlungsdauer von 25 Tagen auf 15 verkürzt und die allgemeine Sterblichkeit einschließlich spontaner Todesfälle bei Hirnverletzungen von max. 17,8% auf unter 10% gesenkt.

Besonderen Anteil an dieser Entwicklung hat die Einrichtung der ersten elektronischen Wach-Intensivstation in der Bundesrepublik im Jahre 1967. Nahezu 3000 Patienten, unter ihnen mehr als 500 Kinder, sind hier durch besonders geschulte Ärzte, Schwestern, Pfleger und Techniker betreut worden. Die Zahl der Spezialuntersuchungen stieg sprunghaft an, neue Verfahren wurden entwickelt. Insgesamt sind ca. 24 000 neuroradiologische Untersuchungen (seit 1954), 5000 Hirnzintigraphien (seit 1967), 26 000 hirnelektrische Untersuchungen (seit 1961) und ein Vielfaches an neurochemischen Untersuchungen (1958: 26 000, 1973: 70 000) durchgeführt worden.

Die respektable Leistung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie, durch einen 70 bis 80 Wochenstunden-Einsatz ermöglicht, in dieser Form nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Arbeit wurde getan, um die dringendste Ver-

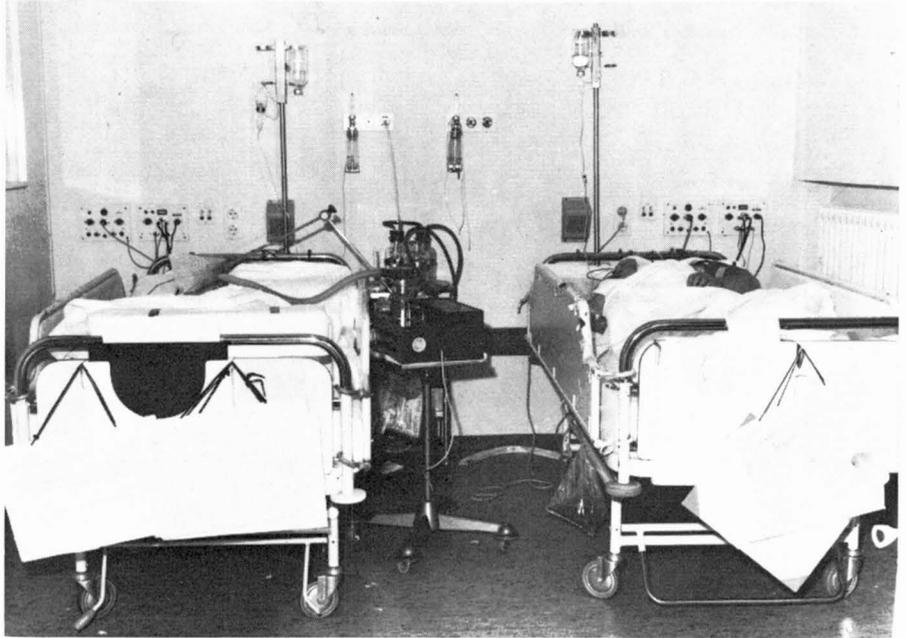


Abb. 3: Krankenzimmer der Intensivstation.

sorgung von Kranken und Verletzten durchführen zu können. Trotz dieses Einsatzes ist eine Versorgung aller Kranken nicht möglich, werden die Wartelisten länger, müssen selbst Akutfälle abgewiesen werden, mußte ein konsiliarischer und operativer Dienst in auswärtigen Krankenhäusern eingerichtet werden. Selbst bei Bewußtlosen sind ambulante Untersuchungen mit sofortigen Rückverlegungen nicht zu operierender Personen unvermeidlich; es erfolgen frühzeitige, ja selbst zu frühe Verlegungen in andere Krankenhäuser, um dringende Fälle versorgen zu können. Diese unerträgliche Belastung erfordert schnelles Handeln. Der Staat sollte dafür sorgen, daß die Bettenzahl umgehend auf das notwendige Maß erhöht wird. Für die Klinik ist die seit 1962 geplante und zugesagte Erweiterung auf 80 Betten nicht mehr aufzuschieben.

Die Lehre hat stets besondere Beachtung gefunden und umfaßt alle Bereiche der Ausbildung, Weiterbildung und Fortbildung von Studenten, Ärzten, Pflegepersonal und technischen Kräften.

Auf dem Boden der ersten praktizierten Studienreform in Deutschland wurde das Spezialgebiet der Neurochirurgie anteilmäßig in den Unterricht der Nervenheilkunde und der Chirurgie integriert und in Form von Spezialvorlesung, Gemeinschaftsvorlesung, Unterricht am Krankenbett und Kolloquien angeboten. Die Einführung der simultanen Kollegialprüfung für das Fach Nervenheilkunde im Jahre 1963 ist gleichfalls Ausdruck dieser Reformbemühungen.

9 deutsche und 5 ausländische Ärzte wurden zu Fachärzten für Neurochirurgie ausgebildet. Eine große Zahl in- und ausländischer Neurologen, Neurochirurgen und Chirurgen arbeiteten zwischen einem halben Jahr bis zu drei Jahren an der Klinik.

An den Krankenpflegeschulen, der Schule für Medizinisch-Technische Assistentinnen und der Fachhochschule für Bio-Ingenieurwesen unterrichteten Ärzte der Klinik.

1968 wurde der 1. Weiterbildungskurs in Intensivmedizin in Deutschland für Pflege- und Technisches Personal eingeführt. In einem einjährigen Kurs erfolgt eine umfassende theoretische und praktische Ausbildung, die mit einem schriftlichen und mündlichen Examen abgeschlossen wird.

Auf 16 Arbeitstagungen, Kongressen und Fortbildungsveranstaltungen in Gießen und 8 außerhalb wurden aktuelle klinische und wissenschaftliche Probleme sowie Forschungsergebnisse der Klinik diskutiert. Die Einführung der Gießener Internationalen Arbeitstagungen mit der Besprechung von Spezialthemen durch besondere Experten aus aller Welt, so über Hirnverletzungen und Schmerztherapie oder auf der 3. Tagung im Januar 1974 über die Behandlung des sogenannten inoperablen Angioms, hat ein großes Echo gefunden. Eine Vielzahl ausländischer Gelehrter hat die Klinik besucht, um hier entwickelte Untersuchungs- und Behandlungsverfahren kennenzulernen.

Die klinische und experimentelle Forschung nimmt einen breiten Raum ein. 19 Monographien und Buchbeiträge, 500 Publikationen, 8 Habilitationen und 12 Dissertationen belegen zahlenmäßig die wissenschaftliche Aktivität.

Voraussetzung war der Ausbau der klinischen Neurophysiologie (H. Vogelsang und R. Lorenz), der klinischen Neurochemie (W. Wesemann), der Neuroradiologie (H. Vogelsang, A. L. Agnoli), der Isotopendiagnostik (G. Lausberg und F. Schepelmann), der Stereotaktischen Neurochirurgie (G. Lausberg), der Microchirurgie (H. W. Pia, R. Lorenz und W. Seeger), der Experimentellen Neurochirurgie (W. Seeger, R. Lorenz und W. Wesemann) und der Neurochirurgischen Intensivmedizin (R. Lorenz und H. W. Pia). Mit dem so geschaffenen Apparat und der technischen Ausrüstung durch Forschungsgemeinschaft, Stiftung Volkswagenwerk und Fa. Siemens, seit 1968 im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 32 der DFG, konnte eine umfassende systematische Untersuchung des Zentralthemas der Klinik: die zentrale Dysregulation und die Schädigungen des Hirnstammes bei intracranieller Drucksteigerung erfolgen. 6 Habilitationen befassen sich mit dieser Thematik: Morphologie und Klinik (H. W. Pia), zentrale Dysregulation der Atmung (W. Seeger), der Temperatur (G. Lausberg), des Kreislaufs (R. Lorenz), des Hirnödems (W. Wesemann) sowie des Eiweiß- und Aminosäuren-Metabolismus (B. Bauer). Untersuchungen über die Dysregulation der motorischen Aktivität (F. Schepel-



Abb. 4: Unter beengten Verhältnissen arbeitet die Neuroradiologie in diesem Raum an Untersuchungseinheiten für Angiographie, für Enzephalographie, Myelographie und Tomographie.

mann) und den Zucker-Metabolismus (E. Grote) stehen vor dem Abschluß, weitere Untersuchungen über Energiehaushalt, Fettstoffwechsel und intracraniellen Druck, sämtlich im Rahmen des SFB 32, sind in Arbeit. Auf diesem Gebiet nimmt die Klinik eine führende Stellung ein.

Neben diesem Zentralthema klinisch-experimenteller Grundlagenforschung haben eine besondere wissenschaftliche Förderung erfahren: frühkindliche Hirnschäden, occipito-cervicale und lumbosacrale Fehlbildungen, Halswirbelsäulenschäden, Epilepsie, Schmerz, Hirngefäßmißbildungen und Schlaganfall, Gefäßmißbildungen des Rückenmarks, Echoenzephalographie, spinale Ossovenographie, Myelo- und Angiotomographie, u. a. Neue diagnostische und technische Verfahren wurden zu diesen Themen entwickelt, in bestimmten Bereichen Erstbeschreibungen gegeben.

Die Neurochirurgische Klinik Gießen hat sich in den vergangenen 20 Jahren zu einem bedeutenden Behandlungs-, Lehr- und Forschungszentrum entwickelt und genießt internationale Anerkennung.

Die geleistete Arbeit war nur durch ein Übermaß an Einsatz und Engagement und eine lange und harmonische Kooperation möglich. Sie mußte unter räumlichen und technischen Bedingungen erfolgen, die von zwei Herren der AOK

und des Gewerkschaftsbundes vor einigen Wochen als Verhältnisse des 19. Jahrhunderts bezeichnet wurden. Daß Ärzte und Personal, unsere Kranken und Studenten die unerträglichen und unerlaubten Zustände bisher ertragen haben, ist nur mit den bis vor kurzem zugesagten und geglaubten Versprechungen der Hessischen Landesregierung für eine schnelle Errichtung des Nervenzentrums zu erklären. Nachdem erst jetzt auf eine persönliche Anfrage mit erneuter Darstellung unserer Notlage das Ende des Nervenzentrums ausgesprochen wurde, befindet sich die Klinik in einer ausweglosen Situation.

Da auch nicht ein einziger Bereich der Klinik zumindest in etwa den Erfordernissen entspricht, ist eine weitere provisorische Verbesserung ausgeschlossen. Es muß sofort eine endgültige Dauerlösung gefunden werden. Nach mehr als 10jährigen Versprechungen und Vertröstungen bei Anerkennung der besonderen Notlage ist es erforderlich, daß sich die Landesregierung vordringlich ihrer Verantwortung in vollem Umfang bewußt wird, sich und uns nicht mit erneuten Versprechungen abspeist, sondern unbürokratisch die Mittel für eine schnelle Lösung bereitstellt.

Rolf Winkes

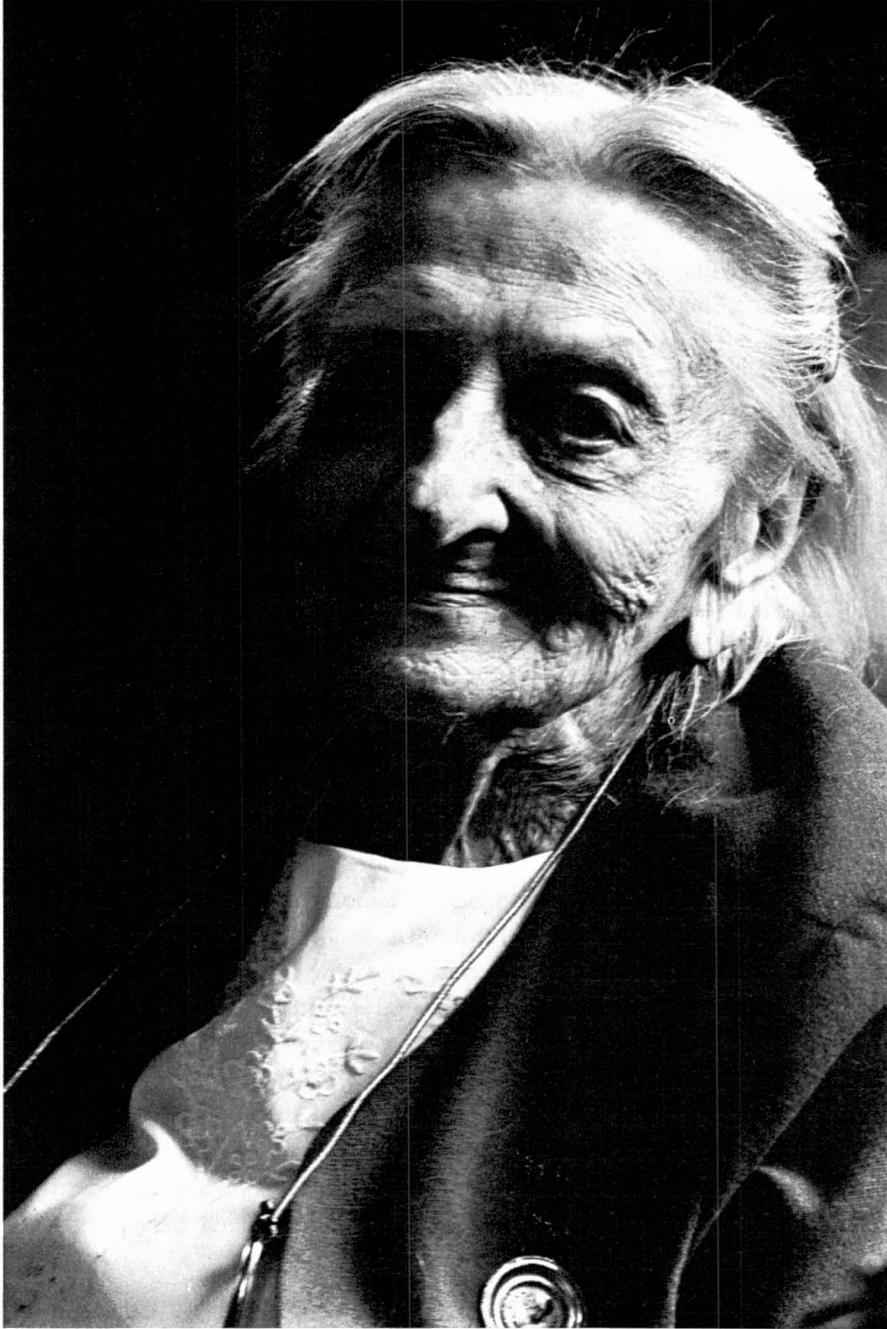
Margarete Bieber zum 95. Geburtstag

*«Ihr bringt mit euch
die Bilder froher Tage»*

(Goethe, Faust, Zueignung)

Nur wenigen Gelehrten ist der Rückblick auf ein so langes und bedeutendes Lebenswerk vergönnt wie Margarete Bieber, eine der ersten Frauen, die eine Professur an einer deutschen Hochschule erhielt.

Sie wurde am 31. Juli 1879 im westpreußischen Schönau als zweites von vier Kindern eines Industriellen geboren und zusammen mit ihrer älteren Schwester von einer Kindergärtnerin unterrichtet, woraufhin sie im benachbarten Schwetz (jetzt Swiecie, Polen) die 8. bis 12. Klasse der Mädchenschule besuchte. Als ihre ältere Schwester Gertrud wegen Asthma zur internationalen Pension von Frl. Hessling in ein besseres Klima nach Dresden geschickt wurde, begleitete sie Margarete, lernte in den drei Jahren dort Englisch und wurde in Literatur, Musik und Geschichte interessiert. Sie bemerkte jetzt, welche Lücken ihre Erziehung gehabt hatte und nahm auch nach der Heimkehr weiteren Unterricht in den versäumten Fächern. Da sie als Mädchen keine Aufnahme in den ausschließlich für Jungen bestimmten Gymnasien finden konnte, besuchte sie das humanistische Privatgymnasium von Helene Lange in Berlin. Sie wuchs also in einer Zeit auf, als an deutschen Universitäten Gelehrte wie Furtwängler (München), Kekulé (Berlin), Loeschke (Bonn), Studniczka (Leipzig) und von Sybel (Marburg) Klassische Archäologie lehrten, die dann ihr Hauptfach neben dem Studium der Klassischen Philologie und der Alten Geschichte wurde. Da ihr die Lehre in Berlin zu sehr philologisch und zu wenig kunstarchäologisch erschien, bevorzugte sie Bonn und Loeschke zum Abschluß ihres Studiums, der 1907 erfolgte mit der für ihren künftigen Werdegang so bezeichnenden Dissertation: »Das Dresdener Schauspielerrelief«. Ein Beitrag zur Geschichte des tragischen Kostüms und der griechischen Kunst¹). Hier ist im Titel bereits ihr weiterer Fortgang geschildert: Theater und Tracht, von dem ausgehend die Probleme der Datierung gewandeter Figuren und als typischer methodischer Vorgang die genaue Analyse eines einzelnen Monumentes, die am Anfang einer generellen Betrachtung steht. Wir sehen hier die meisterhafte Schülerin des hervorragenden Lehrers Loeschke, der an Hand einer einzigen Scherbe die Kunst und Kultur gesamter Epochen vor Augen zu führen verstand, eines Lehrers, von dem sie stets mit größter Hochachtung spricht. Er behandelte seine Studenten wie Freunde, ein ideales Verhältnis, auf das Margarete Bieber in ihrer späteren Laufbahn als Professorin selbst immer wieder größten Wert legte. Man sieht die beiden im Hofgarten am Tage vorm archäologischen Rigorosum spazieren und diskutieren, am



Margarete Bieber

Photo: Eric Magnuson

nächsten Morgen erscheint vorm Prüfungstermin Loeschke bei der völlig verputzten Kandidatin mit Rosen und gratuliert zum gestrig ausgezeichnet bestandenen Examen. Danach folgen sieben Jahre Reisezeit im Mittelmeerraum, sie beginnen mit dem ihr 1908 verliehenen Stipendium des Deutschen Archäologischen Instituts, das außer ihr unter anderen Rodenwaldt und Lipold verliehen wurde. Diese Jahre waren wissenschaftlich außerordentlich fruchtbar; sie erweitert während dieser Zeit das mit ihrer Dissertation begonnene Studium²⁾ und übernimmt Forschungsvorhaben, die sich am jeweiligen Orte ergeben³⁾, ihr Interesse konzentriert sich jedoch auf die Antikensammlung in Kassel, die sie, mit den zahlreichen Originalen und Kopien in Athen und Rom vor Augen, untersucht. Exemplarisch geradezu ist der am Anfang stehende sehr kurze Beitrag »Der sogenannte Faustkämpfer des Polyklet«⁴⁾. Furtwängler hatte in seinen »Meisterwerken« eine Statue in Kassel abgebildet, die er für eine selbständige, dem Diadumenos verwandte Schöpfung hielt. Auf nicht einmal zwei Seiten beweist sie, daß es sich um eine Replik des Diadumenos in verkleinertem Maßstab mit nicht zugehörigem Kopf und modernen Gliedmaßen handelte, sie benutzte dabei die archivarische Vorgeschichte der Kasseler Antiken als ein wichtiges Hilfsmittel zur Beweisführung.

Ein Jahr später diskutiert sie diejenigen attischen Reliefs in Kassel, die von hessischen Soldaten im Dienste der Republik Venedig nach der Beschießung der Akropolis 1687 nach Hause gebracht worden waren⁵⁾. Ein Kopf in Kassel wird mit der Bronzestatue des Jünglings von Antikythera verglichen⁶⁾, Probleme von Original und Kopie werden dabei erörtert, das Ganze immer wieder in einen größeren kunsthistorischen Zusammenhang gestellt mit prägnanten Sätzen wie »Das träumerische Lehnen hat erst Praxiteles in die Kunst eingeführt«. Kopieren ist also nicht nur als ausschließlich technischer Vorgang verstanden, sondern als ein kunsthistorisches Phänomen im weiteren Sinne. Diese praktischen und theoretischen Erfahrungen ermöglichen ihr, zur Erklärung von Monumenten zu kommen, die eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe verraten. Die Unterschiede der südlichen und nördlichen Medaillons am Konstantinsbogen⁷⁾ sind infolge größerer Kontraste von Hitze und Kälte an der Südseite zu verstehen; es wird bei der Frage von Umänderungen in diesem Zusammenhang auch die Gegenfrage gestellt, weshalb zum Beispiel der Kopf des Philippus Arabs zur Zeit Konstantins nicht umgearbeitet sei und es wird als unumgänglicher Bestandteil des Monumentes das Problem des hadrianischen Eklektizismus aufgegriffen. Dies alles findet seinen hervorragenden Niederschlag in dem berühmten Kasseler Katalog⁸⁾.

Die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes eines Monumentes, die Erkenntnis des kunsthistorischen Wertes einer Kopie und die Anwendung einer von der Gegebenheit des jeweiligen Monumentes entwickelten Methode kennzeichnen Margarete Bieber in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als eine Vertreterin ihres Faches, die über die Traditionen und Methoden des aus-

gehenden 19. Jahrhunderts hinausgewachsen und bereits Richtungweisend für die folgende Entwicklung der archäologischen Forschung ist.

Nach Ausbruch des Krieges folgt sie Loeschke nach Berlin, wo sie die Stelle des im Kriege eingezogenen Assistenten übernimmt, dem sie ihr Gehalt überläßt. Sie bereitet für den schwer erkrankten Loeschke die Kollegs und Übungen vor und führt nach seinem Tode auf Bitten ihrer früheren Lehrer Diels, Meyer und Wilamowitz die Seminare fort. Unter ihren Studenten befinden sich Kaufmann und Panofsky. Der Nachfolger Loeschkes ist empört, eine Frau vorzufinden und verbietet ihr die Übungen und die Benutzung des Seminars. Auf Bitten ihrer Studenten lehrt sie weiterhin privatim in ihrer Wohnung. Sie möchte sich habilitieren und sendet nie ein Manuskript zu Herausgebern, bevor sie nicht ein anderes fertig gestellt hat, das sie als Habilitationsschrift einreichen könnte; freundliche Kollegen erkundigen sich bei ihren Fakultäten und Regierungen. Es ist vergeblich, erst mit dem Beginn der Weimarer Republik wird es möglich und Rodenwaldt, der den Lehrstuhl in Gießen inne hat, schreibt ihr, sie solle dort den Versuch wagen. Postwendend sendet sie ihre Habilitationsschrift nach Gießen, die ein Jahr später als Buch erscheint⁹⁾.

Sie wird mit diesem Theaterbuch zur Autorität in einem Teilgebiet der antiken Architekturgeschichte, zu der sie sich mit einer Ausnahme¹⁰⁾ bisher schriftlich noch nicht geäußert hatte, ihr Buch bildet zugleich die Krönung ihrer seit 1907 betriebenen Theater- und Kostümforschungen. Nun folgt eine glückliche Periode, die ihren Niederschlag in den Beiträgen zur Tracht für die Realencyclopädie¹¹⁾ und der Bearbeitung der Skulpturen in Kos findet, die von Herzog ausgegraben worden waren. Sie leiten ihr Interesse für die spätclassische und hellenistische Kunst ein. Das ihr eng befreundete Ehepaar Rodenwaldt, das sich durch sie »gefunden« hatte, war inzwischen nach Berlin umgezogen und Delbrueck wird auf ihre Empfehlung nach Gießen berufen. Sie wird nach dessen Umzug nach Bonn und trotz seines heftigen Widerstandes schließlich als a. o. Professorin Leiterin des Instituts, welches sie in seine wohl bekannteste Epoche einführt. Sie hält öffentliche Vorträge und ist auch durch schriftliche Beiträge wie »Die ältesten Darstellungen der Hessen«¹²⁾ um Kontakt mit der Öffentlichkeit bemüht.

Die freundliche Zusammenarbeit mit Herzog, Kalbfleisch und Laquer erweist sich als fruchtbar. Auf ihren Vorschlag behandeln sie in jedem Semester dieselbe Epoche in Literatur, Kunst und Alter Geschichte, der Erfolg war eine Hochblüte der Altertumswissenschaft in Gießen, die die in den Nachbaruniversitäten Marburg und Frankfurt übertraf. Zahlreiche Exkursionen werden unternommen, ihre ersten Doktoranden promovieren, schließlich wird ihr 1932 mitgeteilt, daß sie im Herbst 1933 auf den Lehrstuhl berufen werde. Sie adoptiert Inge¹³⁾, die jetzige Frau Sachs, und fühlt sich in ihrer Zukunft gesichert.

Wegen ihres politischen Engagements will man die protestantisch aufgezogene Liberale, die sich oft gegen Hitler und seine Gauleiter ausgesprochen hatte, aus der Hochschule entfernen, wogegen die Fakultät protestiert, schließlich findet ein »freundlicher Kollege« heraus, daß sie »teilweise« jüdisch ist, was ihren endgültigen Rauswurf besiegelt. Die Verantwortung für das adoptierte Kind, das sie nicht einer nationalsozialistischen Erziehung zum Opfer fallen lassen will, bildete den entscheidenden Grund, auszuwandern. Ohne das Kind wäre sie nach ihrer eigenen Aussage heute vermutlich nicht mehr am Leben. Über England, wo sie im Somerville College der Oxford University einen Kurs für weibliche wie auch männliche Studenten lehrt, wandert sie 1934 in die Vereinigten Staaten ein. Sie betrat ein Land, von dem ihr 1932 das »International fellowship from the American Association of University Women« verliehen worden war. Mit ihr kam Frä. Freytag, die sich eher in Familiengemeinschaft mit ihr und ihrer Tochter befand als im Dienstverhältnis. Ihre Publikationen scheinen nichts von den großen Schwierigkeiten dieser Jahre des Umzuges zu verraten: ihre wissenschaftlichen Beiträge häufen sich, und die Arbeit für die Einzelaufnahmen, die sie in Gießen begonnen hat, wird in New York mit der Veröffentlichung dortiger Skulpturen fortgesetzt. Sie lehrt als Visiting Lecturer am Barnard College der Columbia University und schließlich bis zu ihrer Pensionierung (1948) als Associate Professor an der Columbia University. Die Lehre spielt wie in Deutschland eine zentrale Rolle in ihrem Wirken, sie bemüht sich besonders darum, amerikanischen Studenten schwierige deutschsprachige kunsttheoretische Texte verständlich zu machen¹⁴), ihr Buch *Laocoon*¹⁵) wird ein großer Erfolg. Man sollte hier ganz allgemein die Frage aufwerfen, wie die Archäologische Lehre und Forschung in den Englisch sprechenden Ländern aussehe, falls sie nicht ausgewandert wäre und in Englisch publiziert hätte. Ihr Buch »History of the Greek and Roman Theater«¹⁶) wurde bald zum Arbeitsinstrument zahlreicher Seminare. Hierdurch allein hat sie Großes für das Ansehen deutschstämmiger Intellektueller im Ausland geleistet und weit über den Rahmen der Universitäten und Forschung Einfluß gewonnen.

Ihre Untersuchungen zur hellenistischen Kunst nehmen zu sowie ihre Rezensionen, mit denen sie sich praktisch zu allen Problemen der antiken Kunst äußert und die ein wesentlicher Bestandteil ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden. Nach ihrer Pensionierung lehrt sie zwei Jahre — als erste Frau — in Princeton und bis 1956 an der Columbia School of General Studies, sie steht in engem Kontakt mit ihren amerikanischen Kollegen und früheren Studenten wie Panofsky, die wie sie von Deutschland ausgewandert sind. Ihr Interesse an Entdeckungen in den Magazinen der Museen bleibt wie zu Beginn ihre Karriere eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Nach ihrer Pensionierung und Aufgabe jeglicher formeller Lehrtätigkeit tritt sie in die literarisch vielleicht produktivste Periode ein. Am Anfang steht »The Sculpture of the Hellenistic Age«¹⁷), eine monumentale Zusammenfassung, an die sich bislang nie-

mand gewagt hatte und wodurch sie mehr als je einer zuvor und mit einer größeren Breitenwirkung als je zuvor auf die Epoche aufmerksam machte. Es folgen daneben Beiträge in den ihr traditionellen Gebieten und eine offensichtliche Konzentration auf das Problem der Kopien: Romani Palliati¹⁸), Copies of the Herculaneum Women¹⁹), Copies of Greek Statues in Roman Provinces²⁰), Alexander the Great in Greek and Roman Art²¹), die, wie die Titel bereits andeuten, das ganze Spektrum des Kopienproblems erfassen. Es erscheinen nicht zuletzt verbesserte Wiederauflagen ihrer früheren Werke. Ihr Arbeitstag beginnt um sieben Uhr morgens und wird unterbrochen vom Besuch zahlreicher Kollegen und Freunde, ihre Korrespondenz ist nun umfangreicher als je zuvor in ihrem Leben. Ehrungen häufen sich: Dr. h. c. Columbia, Ehrensenator der Universität Gießen, die Erneuerung ihres Doktordiploms durch die Universität Bonn mit der lebenswürdigen Umänderung des ursprünglichen Prädikats »magna cum laude« in »summa cum laude«, schließlich im Alter von 91 Jahren als große Ehre ihre Aufnahme als »fellow of the American Academy of Arts and Sciences«. Sie erhält ein Sonderstipendium des National Endowments for the Humanities, um ihr vermutlich monumentalstes Werk durch Einstellung von studentischen Schreibkräften fertigstellen zu können: ihr Kopienbuch, das im Jahre ihres 95. Geburtstages von New York University Press gedruckt wird. Sie schreibt an ihrer »Autobiography of a female scholar«.

Es ist nicht einfach, einer humanistischen Gestalt von der Größe Margarete Biebers gerecht zu werden. Vieles konnte nur angedeutet werden. Sie ist gewiß nie ein kalter Gelehrtentyp gewesen, die Forschung war ihr von Anfang Ausdruck einer eigenen Lebensauffassung. Die im deutschen Kaiserreich aufgewachsene Frau, die fast ein Jahrhundert gesehen hat, wird schließlich in New York zur Amerikanerin. Bis ins hohe Alter behält sie ihre Aufgeschlossenheit zu Neuem bei, besucht sie beispielsweise das Museum of Modern Art. Sie erfreut sich der Besuche im Park am Hudson River, wo sie Eichhörnchen und Tauben füttert, und selbst von dem Augenblick an, von dem körperliche Gebrechen wie schmerzhafter Gelenkrheumatismus, Augenkatarakte und Nachlassen der Gehörfähigkeit auch dies nicht mehr ermöglichen, läßt ihr Kontakt mit der Außenwelt von ihrem Apartement im New Yorker Westend nicht nach. Seit Frl. Freytags Tod wohnt dort im Gastzimmer nun jeweils eine chinesische Studentin, dort scherzt sie mit ihren Besuchen über ihre körperlichen Gebrechen und über den Umstand, daß sie nunmehr nur »babyfood« essen kann. Einem Freund, der den langen Korridor mit den vielen Büchern durchschritten hat und ihr gegenüber tritt in ihrem großen Sessel mit dem Klappstisch, der als Schreibtisch dienen muß, dem Porträtgemälde Loeschkes gegenüber, jenem Freund, der sie um den Grund ihrer vielen Termine fragen mag, dem würde sie vermutlich zur Antwort geben wie einem anderen bereits zuvor: »I am to archaeologists what the Statue of Liberty is for the tourists. They keep coming to see if the old lady is still around. And working«.

Anmerkungen

- 1) Bonn, Verlag Fr. Cohen 1907.
- 2) z. B. (mit G. Rodenwaldt): Die Mosaiken des Dioskurides von Samos Jdl 26, 1911, 1–22. Wiederholungen einer Satyrspielvase in Athen und Bonn, AM 36, 1911, 269–277. Skenika. Kuchenform mit Tragödienszenen. 75. Berl. WPr. 1915.
- 3) Drei attische Statuen des V. Jahrhunderts, AM 37, 1911, 1–2. Verzeichnis der käuflichen Photographien des K. Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, Athen 1912.
- 4) AM 34, 1909, 374–375.
- 5) AM 35, 1910, 1–16.
- 6) Jdl 25, 1910, 159–173.
- 7) RM 26, 1911, 214–237.
- 8) Die antiken Skulpturen und Bronzen des Kgl. Museum Fridericianum in Cassel. Marburg: Elwert 1915.
- 9) Die Denkmäler zum Theaterwesen im Altertum. Verein wiss. Verl. Berlin und Leipzig 1920.
- 10) Die nichtsymmetrischen Thermenanlagen des römischen Kaiserreiches, Verh. d. Phil. 52, 1914, 97–99.
- 11) s. v. Korymbe, Kothurn, Krepis, Kosymbe, Kredemnon.
- 12) Heimat im Bilde. Gießen 1928. Sie hält diese Vorträge in verschiedensten Ortschaften für den Oberhessischen Geschichtsverein.
- 13) Damals war eine Adoption für eine Frau nur möglich, wenn sie mindestens 50 Jahre alt war.
- 14) German Readings in the History and Theory of Fine Arts, New York 1946. 3. Auflage 1968.
- 15) Laocoon. The influence of the Group since its Rediscovery, Columbia University Press 1942, 2. verb. Aufl. Wayne State Univ. Press 1967.
- 16) Princeton Univ. Press. 1939, 2. verb. Aufl. Princeton Univ. Press. 1961.
- 17) Columbia Univ. Press 1955, 2. verb. Aufl. Columbia Univ. Press 1961.
- 18) Proc Phil Soc 103, 1959, 374–417.
- 19) Proc Phil Soc 106, 1962, 111–134.
- 20) Hommages à Grenier, Coll. Latomus 18, 1962, 288–293.
- 21) Chicago: Argonaut Press 1964.

Nachtrag

zur Bibliography of the Works of Margarete Bieber for her 90 th birthday by L. B. Warren and R. Winkes, privately printed by Columbia University Press, 1969 (in Fortsetzung der dortigen Nummern):

1969

- 322 The Images of Cybele in Roman Coins and Sculpture, Hommages a Marcel Renard, Coll. Latomus 102, 1969, 29–40.
- 323 Comments on the Statue of Aphrodite-Venus, The Dayton Art Institute Bulletin 8, 1969.

Rezensionen:

- 324 Dario de Barnardi Ferrero, Teatri classici in Asia Minore. I. Cybera, Selge, Hierapolis (1966) Gnomon 41, 1969, 521–523.

1970

- 325 A Critical Review, Walter Herwig Schuchardt (ed.), *Antike Plastik*, Lieferung VI bis VIII in *AJA* 74, 1970, 79–95.
326 Bronzestatue des Asklepios in Cincinatti, *Antike Plastik X*, 1970, 55–56.
327 Roman Copies as Roman Art, *Columbia Forum XIII*, 1970, 36–39.

Rezensionen:

- 328 D. Arnold, *Untersuchungen zur Kunst von Argos und Sikyon*, *Jdl ErgH* 25, 1969, in *AJA* 74, 1970, 306–309.

1971

- 329 Die Wichtigkeit der Römischen Spätrepublikanischen Münzen für die Geschichte der Kunst, *Antike Kunst* 14, 1971, 107–122.

Rezensionen:

- 330 Jean Marcadé, *Au Musée de Delos (1969)* in *AJA* 75, 1971, 344–346.

1972

Rezensionen:

- 331 Daria de Bernardi Ferrero, *Teatri classici in Asia Minore, 1969* in *Gnomon* 44, 197, 377–385.
332 Hans Lauter, *Zur Chronologie Römischer Kopien nach Originalen des V. Jahrhunderts 1970* in *AJA* 76, 1972, 340–342.
333 *Antiken aus dem Akademischen Kunstmuseum Bonn (1969)* in *Erasmus* 24, 1972, 303–309.
334 T. Hölscher, *Ideal und Wirklichkeit in den Bildnissen Alexanders des Großen (1971)* in *AJA* 76, 197, 340–342.
335 A. Little, *Roman Perspective Painting and the Ancient Stage (1971)* in *AJA* 76, 1972, 454–456.

1973

- 336 *The Development of Portraiture in Roman Republican Coins, in Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt (ed. H. Temporini) I. 4 Berlin 1973, 871–898.*

1974

- 337 *Copies. A Contribution to the History of Greek and Roman Art*, New York University Press 1974.

in Vorbereitung:

- 338 *Three Coins of Gordianus III in: Festschrift für Otto Brendel.*
339 *Charakter und Unterschiede der griechischen und römischen Kleidung. Beiträge zur Textilgeschichte des Altertums (ed. S. Lauffer).*

Wulf Emmo Ankel

Gemeinsame Zeiten

(Ms) Mit der Umstrukturierung der Universität in den vergangenen Jahren rückten neue Organisationsaufgaben – wie Einheitsverwaltung, Konvent und Fachbereiche – in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. So wichtig diese Institutionen auch für die Überwindung der Universitätskrise gewesen sind, so wenig garantieren sie allein eine neue Blüte von Wissenschaft und Forschung. Unter den neuen Strukturen werden an einem Ort gute, an anderen weniger gute Ergebnisse erzielt und manchmal erscheinen heute Leistungen nicht mehr möglich, die früher in weit schlechteren Umständen vollbracht wurden. Wissenschaft ist nicht nur von materiellen Voraussetzungen und ihrer Organisation abhängig, sondern sie bleibt ebenso sehr an menschliche Individualität gebunden. Der in diesem Heft veröffentlichte Rückblick auf das wissenschaftliche Leben von Frau Prof. Dr. phil., litt. d. h. c. Margarete Bieber sowie die Erinnerungen eines Weggenossen von Prof. Dr. Dietrich von Denffer in 22 Jahren sind Beispiele dafür.

Am 8. Februar 1974 vollendete Prof. Dr. von Denffer 60 Lebensjahre. Aus diesem Anlaß hatte der Fachbereich Biologie der Justus Liebig-Universität zu einem Kolloquium eingeladen. Den Fachvortrag hielt Prof. Dr. M. Bopp, Heidelberg, zu dem Thema »Neuere Vorstellungen über Wirkungsweisen von Phytohormonen«. Nach Glückwünschen des Dekans und der Mitarbeiter am Botanischen Institut und am Botanischen Garten hielt Prof. emeritus Dr. phil. nat., Dr. phil. h. c. W. E. Ankel unter dem Titel »Gemeinsame Zeiten« die folgende Ansprache:

Lieber Herr von Denffer!

Ich sehe die Szene noch vor mir, 1952, im September, im Hause Bismarckstraße 16, als ich, soeben nach Gießen berufen, meinen Antrittsbesuch bei Ihnen machte. Ich hatte nur die Treppe hinunterzugehen – das Botanische Institut war im I., das Zoologische Institut im II. Stock eines alten Gießener Bürgerhauses untergebracht, das die Bomben im Dezember 1944 zwar stehen gelassen, aber weidlich durchgerüttelt hatten. An der schmutzig grün-grauen Wand mit ihren Rissen hing in Ihrem Zimmer ein Kasten mit tropischen Schmetterlingen. Darunter stand ein beleuchtetes Aquarium und vor dem strahlenden Grün seiner Pflanzen spielten rote Fische. Und Bilder hingen da, klassische Pflanzendarstellungen; an ein Cyripedium meine ich mich zu erinnern.

Das waren die Auslöser für gegenseitige Geständnisse: Sie sagten mir, Sie seien als Göttinger Student, beeindruckt von der Persönlichkeit des Zoologieprofessors, um ein Haar Zoologe geworden. Und ich berichtete, ich hätte durchaus den Weg zur Botanik einschlagen können, hätte der Frankfurter Ordinarius für Zoologie mit seiner Strahlkraft seinen botanischen Kollegen nicht so in den Schatten gedrückt.

Die Gefahr, die beiden Fachvertreter könnten, am Beginn eines Neuaufbaus der Biologie in Gießen, diese als engstirnige Revierverteidiger oder gar als Grabenzieher zerstückeln, war nicht gegeben. Wenn das so ist, so mag das vertraute Bild ruhig bleiben, daß die Adepten der beiden Fächer sich gerne Schmähworte zurufen oder miteinander häkeln. Die weltwichtige Aufgabe der Fachvertreter der Biologie an einer Universität, unser Wissensgut vom Lebendigen als ein Ganzes den nachkommenden Generationen in gültiger Form weiterzureichen, bleibt davon gewiß unberührt. Es gab, auch gerade in dieser Stunde der ersten Begegnung zwischen uns, kein Zweifel, daß wir beide dafür dazusein hätten, uns dieser Aufgabe mit der letzten uns möglichen Verantwortung zu stellen.

Wie aber sahen die Möglichkeiten aus, solcher Forderung zu entsprechen?

In einem Zimmer gegenüber saß Ihr Vorgänger im Amt, *Ernst Küster*. Da war nicht viel mehr Platz als für einen Schreibtisch. Über dem Schreibtisch hing als einziger Schmuck des Raumes die vergrößerte Wiedergabe eines alt-hellenischen Vasenbildes. Man kann dieses Bild ruhig als symbolhaft erklären für die Art, mit der Küster in seinen Jahren die Botanik vertreten hat. Dieses Bild hatte für ihn den gleichen Bildungswert, wie das pflanzlich-tierische Gemeinschaftsprodukt einer differenziert geformten Galle, die vor ihm lag. Als Zeugen der Wirkkraft des Lebendigen stellen beide Gegenstände die gleichen Fragen.

Als damals ein Gießener Professor Ernst Küster in seinem Emerituszimmer zum ersten Male besuchte, meinte er nicht allzu taktvoll: »Nun, Herr Kollege, das ist jetzt Ihr Reich!« Worauf Küster, mit unverminderter Reaktionsschnelligkeit und Reaktionsschärfe, antwortete: »Mein Reich? Mein Arm!«

Arm! Wie waren wir arm damals, als wir hier anfangen!

Unsere Institute waren abgebrannt, noch nicht einmal die Trümmer waren beseitigt. Wir hätten den ersten Vertreter der Botanik hier in Gießen, den großen *Alexander Braun*, zitieren können, der 1851, als *Liebig* ihn nach Gießen geholt hatte, sich beklagte: »Gewächshäuser am Einfallen, kein passendes Auditorium, kein Arbeitslokal, keine Sammlungen«. Soll man sich wundern, daß er nach sieben Monaten dem Ruf nach Berlin gefolgt ist?

Aber nach ihm hatte *Hermann Hoffmann* 38 Jahre, hatte *Adolf Hansen* 29 Jahre, Ernst Küster 31 Jahre für die Botanik in Gießen gelebt und gearbeitet, jeder von den dreien eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Format, von markanter Prägung.

Was diese drei an Zeugen ihrer Leistung in rund hundert Jahren hinterlassen hatten, war mit einem Schlage weggewischt. Uns fehlten, materiell gesehen, viel radikaler noch als Alexander Braun — ich zitiere ihn noch einmal: »die alleräußersten Bedingungen ordentlichen Wirkens«.



Abb. 1. Das alte Botanische Institut am Brandplatz

Ich habe das alte Botanische Institut am Brandplatz noch selbst erlebt, seine »Aura« noch selbst erfahren, als junger Assistent, der ich damals, 1926, war. Heute noch sind mir meine Empfindungen von damals gegenwärtig. Sieht man von der physiologisch registrierbaren Aura einmal ab — das alte Botanische Institut roch anders als das alte Zoologische Institut — so gab es auch eine irrealere Aura, die von den sorgfältig bewahrten Zeugen früherer Bemühungen in Forschung und Lehre ausging. Es war das Erlebnis einer gewissen Bedrückung, mit so viel Gewesenem zusammen eingesperrt sein zu müssen.

Eine gewaltsame Befreiung aus diesen traditionsgetränkten Räumen hätte gewiß niemand wünschen mögen. Nun sie geschehen war, brachte sie Erleichterung und Herausforderung zugleich.

Herausforderung: Denn Tradition ist nur soviel wert, als sie zur Bewältigung der Gegenwart beitragen kann. Das gilt für das, was die, die vor uns gelebt haben, an neuen Einsichten beibringen konnten, das meint auch den Respekt vor ihrer geistigen und moralischen Existenz, vor ihren Lebensleistungen, die man nicht einfach magazinieren darf, sondern die man neu absorbieren muß, sollen sie für unser Wissensgefüge lebendig bleiben.

Das war ja nicht die einzige Herausforderung, vor der wir damals standen und gewiß nicht die letzte. Für die Herausforderung aber, vor der wir heute, zweiundzwanzig Jahre später, stehen, gibt es Symbole.

Wer hat schon einmal daran gedacht, das Botanische Institut, das Herr v. Denffer gebaut hat, mit dem neuen Chemischen Institut zu vergleichen, das

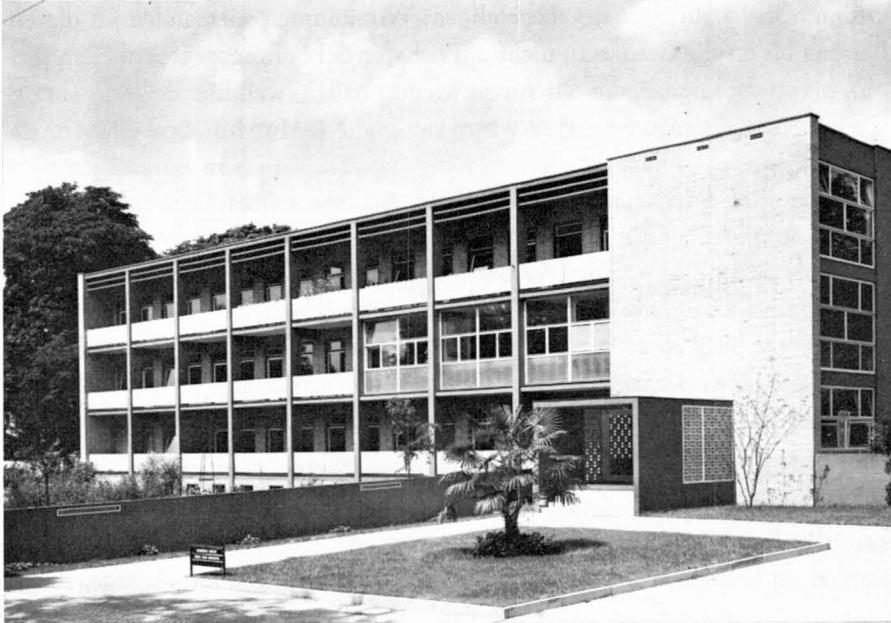


Abb. 2. Was wir gewollt haben – Neubau des Botanischen Instituts aus dem Jahre 1961

jetzt seinen Turm-zu-Babel-Schatten über Gärten und Wohnungen wirft und für das sehr kennzeichnend ist, daß man keinen einzelnen Bauherrn mehr nennen oder gar verantwortlich machen kann? Beide sind nominativ Institute einer Universität, das heißt einer Einrichtung, für die man, wenigstens früher einmal, den Anspruch aufgestellt hat, sie sei nicht nur dafür da, unser Wissen von der Welt zu vermehren, sondern auch dafür, bewußte Verantwortungsträger für dieses Wissen in die Welt zu entlassen. Heute schreckt mich das Bild, beide Gebäude könnten Atombombenfutter werden, wenn die Gigantomanie so weiter macht.

Das Entscheidende ist, daß einem eine solche Vorstellung nie kommen würde, dächte man an das Botanische Institut für sich allein, sondern nur, wenn man die beiden Institute miteinander vergleicht. Dann werden sie nämlich zu Zeugnissen für die Kluft zwischen dem, was wir gewollt haben und dem, wohin wir geraten sind.

Immerhin: Die Realisation dessen, was wir am Beginn, damals 1952, gewollt haben, was als Ziel vor uns stand, sie ist gelungen. Ich darf mir, hier und heute, das Bekenntnis erlauben, daß mir, dem Zoologen, jedesmal das Herz aufgeht, wenn ich das Botanische Institut, wenn ich den Botanischen Garten besuche.

Im Garten stehen noch die Bäume, die schon Alexander Braun gesehen hat, und an den Gewächsen im Garten wiederholen sich, Jahr für Jahr, die Blattstellungen der *Schimper-Braunschen* Reihe mit der Ordnungskraft und der

Ordnungsbeharrlichkeit des Lebendigen. Wir könnten niemanden an diesem Beispiel bis an die Grenze zu nicht auflösbaren Schöpfungsgegebenheiten führen, bis zu der Grenze, die wir für so wichtig halten, weil hier der Respekt geweckt werden kann, oder, sagen wir es ruhig, die Ehrfurcht, wir wüßten nichts von einem solchen Wunder, hätten nicht Generationen von Botanikern allen nur möglichen Scharfsinn der nüchternen Analyse seinen Gesetzmäßigkeiten zugewandt. Und Sie, Herr v. Denffer, könnten von der bestürzenden Fülle des welterobernden Könnens der Pflanze nichts lehrend berichten, hätten Sie nicht im Inneren Ihres Instituts eine Synthese aller gesicherten Analysen geschaffen, eine Re-Kristallisation der geistigen Leistungen aller, nicht nur der örtlichen Vorgänger. Diese Synthese steht als Ganzes für mich in ästhetisch bewältigter Klarheit vor der unbewältigten Gefühltheit meines Erinnerungsbildes vom alten Institut.

Ich meine die von Ihnen geschaffene Schausammlung, ich meine Ihre Tafelsammlung, ich meine den Stammbaum dort an der Wand, ich meine Ihre Kapitel im Lehrbuch *Strasburger*. Und wenn ich noch Bibliothek sage, so gehört die des Instituts als umsichtig neu geschaffenes Informationsinstrument



Abb. 3. Wohin wir geraten sind – Neubau der Chemie, 1974

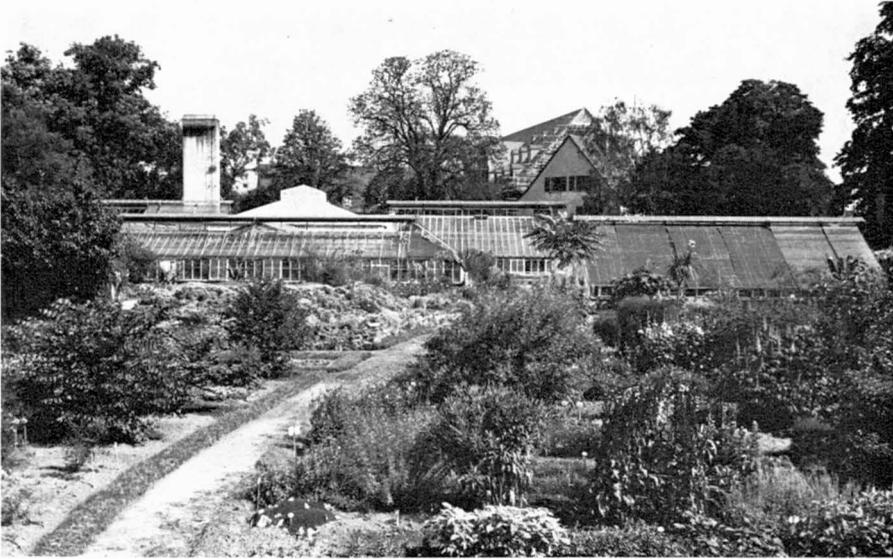


Abb. 4. Der Botanische Garten

gewiß auch dazu. Ich halte aber Ihre Privatbibliothek, für das Bild, das ich von Ihnen habe, für wichtiger. Nicht, daß ich in der herumspioniert hätte — eines solchen Einbruchs hätte es gar nicht bedurft: Aus jedem Dialog mit Ihnen, aus jeder ihrer Reden und Publikationen, aus jeder ihrer Vorlesungen wird deutlich, Sie hätten unser forschendes Bemühen um ein Verstehen des Lebendigen mit den Mitteln der Kausalforschung und dem Eichmaß des Wahrheitskriteriums nur für eine erste Stufe gehalten auf dem Wege zu einem Begreifen der Welt, das heißt zu ihrer geistigen Bewältigung. Das ist Ihre und, als Weggenosse in 22 Jahren darf ich es sagen, das ist unsere Auffassung von dem, was einem Professor der Biologie als Gegenleistung für sein In-der-Welt-sein-Dürfen aufgegeben ist.

Einer solchen Herausforderung mit der letzten uns möglichen Hingabe und Verantwortung zu entsprechen — das vermag keiner allein. Das Geistige in der Welt ist ja nicht ein für sich über Wasser, Wäldern und Werken Schwebendes, sondern es ist, größtes Wunder des Lebendigen, an menschliche Individualitäten gebunden. So wird das Geistige nur lebendig und fruchtbar im Dialog der Geistesträger untereinander, für den einzelnen durch seinen Dialog mit den anderen, von denen er merkt, sie hätten ihm etwas zu sagen.

Die Gläubigen und die Zweifler, die Besessenen und die Nüchternen, die Eschatologen und die Optimisten, die Resignierten und die Unentwegbaren — wir brauchen sie dazu alle! Und immer noch ist das Buch das einzig menschenwürdige Medium, weil es dem einzelnen etwas für seine geistig-seelische Existenz Entscheidendes erlaubt: Das ihm Adäquate zu finden und sich nicht



Abb. 5. Im Botanischen Institut

wehren zu müssen gegen das, was andere, mit hintergründigen Zielen, ihm beizubringen versuchen.

Insofern bin ich dankbar für diese Stunde, weil sie mir erlaubt, als ein Erinnerungsträger zu Ihnen zu sprechen — nur für die engsten Schüler von Herrn v. Denffer mag das überflüssig sein. Und für die von ihm und seiner Frau betreuten Studienstifter, die sich in Denffer'schen Möbeln, vor Denffer'schen Büchern, versammelt haben. Und die dann dort, von einer zu dieser Gemeinschaft sprechenden Quäkerin etwa, lernen konnten, daß es Dinge gibt, die man nicht lernen kann.

Präsentierte Erinnerung tut not: Denn die Rotationspressen laufen ja, wie alle unsere technischen Geräte, immer schneller und überschmieren heute, was sie gestern mitgeteilt haben, das Wichtige ebenso gründlich wie das Ephemere.

Wer erinnert sich daran, daß Herr v. Denffer 1954, zwei Jahre nach unserem Neubeginn, »Über die stillen Bezirke des Gelehrten« gesprochen hat, oder wer kennt diese Ansprache überhaupt? Sie geschah anlässlich der Enthüllung des Ernst Küster-Gedenksteins und ist für mich ein Beispiel, nach Gehalt und Form, für eine Sinnggebung der Tradition zum Humanen hin. Und — wer erinnert sich daran, daß derselbe Mann, ein Jahr später, 1955, am »Weltkongreß für angewandte Sonnenenergie« in Arizona teilgenommen hat? Das Wort »Umwelt« kommt in seinem Bericht darüber, in den Gießener Hochschulblättern, nicht vor, das buchstäblich letzte Wort aber ist »Weltfrieden«. Und über die »Grenzen des Wachstums« wird damals bereits sachliches Material mitgeteilt, wie es dann *Dennis Meadow* zur Begründung des Alarmrufs des »Club of Rome« mit vorbildlicher Verantwortung synthetisiert und interpretiert hat. Zur Denffer'schen Hauptvorlesung gehörte sein Alarmruf spätestens seit Ari-

zona und wer ihn nur hören wollte, hätte ihn hören können. Die junge Generation in Nordamerika ist nicht nur hellhörig, sie ist tätig geworden: Dennis Meadow, ich habe ihn kennenlernen dürfen, ist ein junger Mann!

Während die Schußfahrt der Welt immer schneller auf den Abgrund ihrer, in der Menschheitsgeschichte erstmaliger Existenzprobleme zugin, konsolidierte sich in Gießen die Universität, wurde für die Botanik das erreicht, was uns 1952 als Ziel und Hoffnung vor Augen gestanden hatte. Über das Erreichte hat Herr v. Denffer, auch wieder in den Hochschulblättern, zweimal berichtet, 1959 über den damals 350 Jahre alten Botanischen Garten, 1961 über das neue Botanische Institut anläßlich seiner Einweihung. Da ich die Frage gar nicht zu stellen brauche, wer in diesem Auditorium diese Aufsätze kennt, geschweige denn, wem ihr Gehalt gegenwärtig ist, kann ich nur empfehlen, sie sich aus dem Anlaß des heutigen Tages herauszuholen und sie zu lesen.

Beide Aufsätze berichten, mit einem Teilaspekt, von der regenerierten Universität. Die war so geworden, daß wir glaubten, sie im Jahre 1959 *Theodor Heuss* als einem geistig überragenden Exponenten der Bundesrepublik und dem »Advisory Committee on Research in the Natural Sciences Programme« der UNESCO, als einem Verantwortungsträger für die Welt, vorweisen zu können.

Das geschah, bei allen uns noch bewußten Mängeln, mit einem gewissen Stolz. Aus der Armut heraus waren wir gewiß nicht reich geworden, aber — solide! Wir hatten eine Universität von menschengerechter Größe. Es hätte der Mahnung des Wissenschaftsrates nicht bedurft, 2000 Studenten seien das Äußerste, was wir aufnehmen dürften — wie froh waren wir, eine kleine Universität zu sein, wie betont wollten wir es bleiben. Denn nur dann konnte das gelingen, was zu realisieren uns vorschwebte: Eine Universität zu schaffen, die etwas ganz anderes zu sein hätte als nur ein Apparat zur Vermehrung und zur Verkündung des Wissens von der Welt. Eine Universität, die mit innerer Resonanz alle sie tragenden geistigen und moralischen Kräfte vereinigen könnte auf das Ziel einer Vermehrung, einer Vertiefung der Verantwortung vor unserem Wissen von der Welt. Eine Bildungsstätte nicht nur von Funktionen für die Maschinen, die gnadenlos Bedienung fordern, sondern von Mutträgern, die dem Aufstand unserer technischen Sklaven sich zu stellen bereit wären und zugleich fähig, vor ihm, mindestens, die Festung einer humanen Existenz des Organismus zu halten, der sich selbst, früher einmal, »sapiens« getauft hat.

Gegenüber dem, was heute ist, erscheint das, was damals war, fast wie eine Idylle. Gegenüber dem, was heute ist, wird die Idylle zum Verbrechen, falls wir uns noch eine Würden gestatten wollen. Wenn wir die Gegebenheiten der Welt, so wie sie bis heute geworden ist, nicht zur Selbstleidversorgung miß-

brauchen wollen, so bleibt nur die Entschlossenheit, diese Gegebenheiten für eine neue, wenn auch wahrlich bisher unerhörte Herausforderung unseres Professorendaseins zu halten. Es bleibt nur die Entschlossenheit, uns dieser Herausforderung mit jeder uns nur möglichen Hingabe zu stellen; es bleibt nur der Mut zu uns selber.

Im Rückblick auf 22 gemeinsame Jahre eines Botanikers und eines Zoologen an einer Universität wird man diesen beiden nicht vorwerfen können, sie hätten die drohende Wolke, die auf uns zukam, nicht rechtzeitig gesehen und nicht rechtzeitig vor ihr gewarnt. Als Biologen sind sie auch am ersten dazu berufen, privilegiert, ja herausgefordert, weil sie den Weg des Lebendigen von seinen Uranfängen bis zum Menschen als ein reales Geschehen von so ungeheuerlicher Großartigkeit vor sich sehen dürfen, daß sie das Wort »Schöpfung« nicht zu scheuen brauchen.

Unser Wissen von der Schöpfung schafft keine moralischen Werte, aber es fordert sie heraus. Daß der Mensch ein Sittengesetz in sich haben kann, das ist ja die Krönung der Entwicklungsleistung des Lebendigen auf der Welt. Darf der Mensch vergessen, daß er so geworden ist ohne sein Zutun?

Aus diesem Grunde kommt unser heiliger Zorn, wenn wir sehen müssen, daß die Hybris der Machbarkeit den Respekt, nein die Ehrfurcht vor dem Unmachbaren zu tilgen sich anschickt, weil diese moralische Position dem frivolen Manipulieren an der Schöpfung höchst unerwünschte Grenzen setzen könnte. Lassen Sie mich dazu noch eine letzte Erinnerung vor dem Vergessenwerden retten, die uns beide, den Botaniker und den Zoologen, ganz persönlich betrifft.

Im Jahre unseres gemeinsamen Beginns, 1952, war unsere Fakultät noch klein. Sie hatte noch das menschengerechte Maß einer Gemeinschaft, innerhalb derer eine Konsonanz noch möglich ist. Das war gewiß keine Idylle, sondern ein Feld ehrlichen Ringens um die Sinnggebung von Forschung und Lehre zum Humanen hin.

Deshalb suchten wir nach einem Weg, wie wir es signifikant machen könnten, daß wir unsere Schüler nicht als Funktionäre, sondern als Verantwortungsträger in die Welt zu entlassen wünschten. Auf meinen Antrag hin hat damals unsere Fakultät einstimmig beschlossen, den Königsberger Doktoreid einzuführen, dessen Formel vielleicht auf *Kant*, jedenfalls auf *Kant'sche* Gesinnung zurückgeht.

1968, sechzehn Jahre später, kamen aus dem unterdessen verjüngten und zahlenmäßig sehr verbreiterten Gremium der Fakultät, anlässlich einer Neufassung der Promotionsordnung, Angriffe auf diesen, damals unseren Doktoreid: Wer solle denn die Einhaltung des Schwurs »unbeirrt von äußeren Rücksichten allein die Wahrheit zu suchen und zu bekennen«, wer solle denn die hier

geforderte Wahrhaftigkeit in der Lebensführung kontrollieren — so wurde ausgeführt.

Das Erschütternde für uns bei dieser Argumentation war, daß ihre Vertreter gar nicht gemerkt hatten, daß sie einem Einbruch aus der Denkweise der technischen Welt erlegen waren, nämlich dem Einbruch der für eine Maschine unabdingbaren Fremdkontrolle in die Freiheitssphäre des menschlichen Individuums.

Der Königsberger Doktoreid verlangt ein Gewissen als seelische Selbstkontrolle des Einzelnen. Das vor der immer chaotischer werdenden Welt so oft angerufene Weltgewissen ist ja nichts anderes als die Koordination der moralischen Kräfte von Gewissensträgern. Zahl und Einmütigkeit einer solchen Bruderschaft würden ihr Potential bestimmen.

Ein zweiter Einbruch geschah gleichzeitig und war nicht weniger kennzeichnend für den Schwund humaner Kategorien im Weltbild einer neuen Generation. Der Königsberger Eid spricht von der »Würde« des Doktorgrades, die vor jedem »Makel« bewahrt werden müsse. Die Opponenten waren ehrlich, wenn sie gestanden, weder der Begriff »Würde« noch der Begriff »Makel« bedeute ihnen etwas. So wurden beide gestrichen. Was übrig blieb war eine ausgeleerte Formel.

Es liegt doch offenbar eine zeitlose Weisheit in dem Bericht, Gott hätte die Erbauer des Turms zu Babel mit Sprachverwirrung bestraft. Sprachverwirrung und Sprachentleerung haben den gleichen Effekt: Man versteht einander nicht mehr!

Herr v. Denffer hat damals, von Zorn übermannt, die Sitzung verlassen. Er hat dann, ritterlich, in einem Brief an den Dekan sich dafür entschuldigt, zugleich aber seine, unsere Haltung noch einmal begründet.

Ich fände es schade, wenn dieses Dokument dem zehnjährigen Rhythmus der Aktenvernichtung zum Opfer fiele. Es könnte doch sein, daß einmal eine Zeit käme, in der man das Bedürfnis hätte, sich das dort Gesagte erneut zu Herzen zu nehmen, vielleicht in einer dann von der Weltentwicklung herbeigeführten äußersten seelischen Bedrängnis. Ich zitiere nicht Herrn v. Denffer, sondern den dort von ihm zitierten *Karl Jaspers*:

»Daher ist die Unwahrheit das eigentlich Böse. Die Unwahrheit von der Verschleierung bis zur blinden Lässigkeit, von der Lüge bis zur inneren Verlogenheit, von der Gedankenlosigkeit bis zum doktrinären Wahrheitsfanatismus, von der Unwahrhaftigkeit des Einzelnen bis zur Unwahrhaftigkeit des öffentlichen Zustandes.«

Was bleibt? Nehmen Sie, bitte, aus der Confessio eines Biologen, der als Professor alt geworden ist, auch noch entgegen, daß er zu dem, was Sie soeben hören konnten, sagen möchte: »Das Wort sie sollen lassen stahn!«

Und nicht nur dieses. Ein neuer Aspekt der Welt, wenn sie so bedrohlich geworden ist, kann uns in aller unserer Bedrohtheit auch helfen. Oikumene, die bewohnte Erde, ist durch Tehne klein geworden. So sind uns heute die edelsten Geistesblüten aller Völker der Erde zugänglich geworden — die Sprachverwirrung ist kein Hindernis mehr! Und wir gehen doch wohl nicht fehl, wenn wir glauben, daß das, was davon zu allen Menschen spricht, seinen Wert für die Bewahrung unseres Menschentums behalten könnte für alle Zeiten.

Im Bücherschrank von Herrn und Frau v. Denffer steht die »Tibetisch-Mystische Lebensweisung«. Ich zitiere Ihnen, zum Schluß, daraus das, was Herr v. Denffer seinem Bericht über die Einweihung des neuen Botanischen Instituts, 1961, vorausgestellt hat:

»Die edelste Arbeit des menschlichen Geistes ist die Erforschung der Werke seines Schöpfers.«

»Wer befiehlt dem Gras zu sprießen? Wer läßt das Korn wachsen? Kann die kleinste Fliege sich selber erschaffen? Oder hättest Du sie formen können, selbst wenn Du Gottes Macht kaum nachstündest?«

»Wer hat Gelehrsamkeit, wenn nicht der, der darüber nachsann?«

»Frömmigkeit gegenüber Deinem Gott und Wohlwollen gegenüber Deinen Mitgeschöpfen — sind das nicht Deine großen Pflichten? Was kann Dich die erstere so gut lehren wie das Studium seiner Werke; was kann das zweite Dich so gut begreifen lassen, wie das Erkennen Deiner Abhängigkeiten?«

Gratulor, tibi, Collegae, sexagenario!!

Wulf Emmo Ankel

Prof. Dr. W. J. Schmidt in memoriam

Prof. em. Dr. phil. et h. c. med., med. dent., med. vet. *Wilhelm Joseph Schmidt*, Ordinarius für Zoologie und Vergleichende Anatomie an der Gießener Universität von 1926 bis 1952, starb am 14. 2. 1974. Am 21. 2. 1974 hätte er 90 Lebensjahre vollendet.

Bis in sein 88. Lebensjahr hinein hat er gearbeitet — 20 Jahre seines Emeritusdaseins waren von seinem Glück, Forscher am Lebendigen sein zu dürfen, gleichermaßen erfüllt wie die vorausgegangenen 45 Jahre seit seiner Promotion. Das Ergebnis sind 440 Veröffentlichungen, Einzelarbeiten, Sammelreferate, Biographien, Bücher.

An dieser fast unbegreiflichen Lebensleistung eines Einzelnen sind nur die Ordnungsziffern summativ. Das Werk, das nun als ein abgeschlossenes Ganzes vor uns steht, ist ein Gefüge, in dem die kleinste Mitteilung, in dem jedes der vielen neu erbrachten Fakten in Beziehung gebracht wird zum beherrschenden Problem, zu der Frage nach dem submikroskopischen Aufbau der lebendigen Substanz und ihrer Produkte.

Da dieses Leben nicht nur lang war, sondern in begnadeter Weise mit Kraft und Klarheit erfüllt bis fast zu seinem Ende, kennzeichnet es wissenschaftsgeschichtlich eine Epoche: W. J. Schmidt hat die Anwendung des polarisierten Lichts beim Mikroskopieren bis zu einer technischen und geistigen Vollendung geführt, wie sie nun nie mehr kommen wird. Zeitlich haben Elektronenmikroskopie und Biochemie ihn noch zu Lebzeiten überholt, sachlich konnten beide Methoden, beglückend für ihn, seine Deutungen bestätigen oder auf ihnen weiterbauen. So gehören die meisterhaften Werkstücke seines Oeuvres zum Fundament der Molekularbiologie von heute.

Das Primat der Forschung stellte den Maßstab für den Lehrer. Als Lehrender war W. J. Schmidt vielleicht auch einer der letzten, die die Spanne zwischen der klassischen Zoologie und den vordringenden Fronten noch ganz zu beherrschen und darzustellen vermögen. Zweimal hat er das Zoologische Institut Gießen wieder zum Instrument dieser Aufgabe gemacht, 1926, als er von Bonn kam und 1945, als er noch einmal ganz von vorne anfangen mußte. Seine Schüler sind geprägt durch den Leistungsanspruch, den er an sie ebenso hart stellte wie an sich selber. Kurse über Polarisationsmikroskopie im In- und Ausland haben auch fertige Forscher zu seinen Schülern werden lassen.

Das Ansehen in der wissenschaftlichen Welt, das das Zoologische Institut Gießen zu *R. Leuckarts* und *J. W. Spengels* Zeiten gewonnen hatte, ist durch *W. J. Schmidt* erneuert worden.

Ein Werk von solcher Geschlossenheit und Wirkkraft wäre nicht möglich geworden ohne die Frau, die ihr Dasein ganz in den Dienst dieses Forscherlebens gestellt und es in über 60 Jahren verständnisvoll begleitet hat. Untrennbar ist das Beispiel ihres Lebens vom Beispiel seines Lebens. Als sie, die geborene Armenierin und in Bern promovierte Medizinerin, ihn vor wenigen Monaten verlassen hatte, wußten wir, auch seine Tage seien jetzt gezählt.

Sohn, Schwiegertochter und Enkel trauern um *W. J. Schmidt* und *Wardui Schmidt*. Die Justus Liebig-Universität hat einen Forscher von internationalem Format verloren, ihren Ehrensator: »den wegweisenden Meister in der Erforschung des Lebendigen, den wachen und sorgenden Mentor der Academia Gissensis, den Bekenner von Würde und Wahrheit, durch Leben, Lehre und Werk«.

Odo Marquard

Inkompetenzkompensationskompetenz? Über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie*

Bei einem chinesischen Henkerwettstreit — so wird erzählt — geriet der zweite Finalist in die Verlegenheit, eine schier unüberbietbar präzise Enthauptung durch seinen Konkurrenten, der vor ihm dran war, überbieten zu müssen. Es herrschte Spannung. Mit scharfer Klinge führte er seinen Streich. Jedoch der Kopf des zu Enthauptenden fiel nicht, und der also scheinbar noch nicht enthauptete Delinquent blickte den Henker erstaunt und fragend an. Drauf dieser zu ihm: nicken Sie mal.

Mich interessiert, was dieser Kopf denkt, bevor er nickt; denn das müßte doch Ähnlichkeit haben mit Gedanken der Philosophie über sich selber.

Es mag unangebracht erscheinen, einen festlichen Anlaß — und nun gar einen zu Ehren von Herrn Krings — mit der Assoziation eines Henkerwettstreits zu belasten. Indes: hier sind schließlich Philosophen versammelt, und die, im Zweifelsfall, wissen, wovon ich rede. Zwar ist es — denn das ist immerhin das Handwerkszeug von Philosophen — unbestreitbar, daß sie Köpfe haben und, wenn ich mich selber einmal ausnehme, unbestreitbar, daß sie Köpfe sind. Aber wie fest sitzen diese Köpfe?—: das ist — real oder wenigstens, und vielleicht dringlicher noch, metaphorisch — die Frage dort, wo über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie auf Geheiß der Ausrichter gesprochen werden soll und wo dabei — und dies dann ganz zwangsläufig — von dem Schicksal der Decapitatio der Philosophie durch radikale Reduktionen ihrer Kompetenz die Rede sein muß in Verbindung mit der Tatsache, daß die Philosophie ihren Kopf offenbar immer noch oben trägt. Ich möchte meine einschlägigen Erwägungen in zwei Abschnitten vorbringen: der erste Abschnitt handelt im Blick auf die Philosophie von ihrer Kompetenzreduktion; der zweite Abschnitt handelt im Blick auf die Philosophie von ihrer Reduktionskompensation.

1. Zunächst also — in einigen pauschalen Andeutungen — über die Reduktion der Kompetenz der Philosophie. Was bedeutet dabei Kompetenz? Ich verhalte mich — ohne philologischen Kontakt zum Thesaurus, der das Wort im Wortfeld der Rivalität ansiedeln mag, ohne juristischen Kontakt zu terminologiegeschichtlich arbeitenden Rechtsgelehrten, ohne biologischen Kontakt zu Blastemforschern, ohne linguistischen Kontakt zu Chomsky, ohne kommunikativen Kontakt zu Habermas — zum Begriff der Kompetenz vorerst möglichst

*) Vortrag im Kolloquium »Philosophie — Gesellschaft — Planung«, Hermann Krings zum 60. Geburtstag, am 28. 9. 1973 in München.

vage: Kompetenz hat offenbar irgendwie zu tun mit Zuständigkeit und mit Fähigkeit und mit Bereitschaft und damit, daß Zuständigkeit, Fähigkeit und Bereitschaft sich in Deckung befinden, womit gerade bei der Philosophie von Anfang an nicht unbedingt gerechnet werden kann; denn schon immer hat es Philosophien gegeben, die für nichts zuständig, zu manchem fähig und zu allem bereit waren: ob dieser Befund für die Philosophie total und schlechthin zutreffend sei: vor zweitausend Jahren wäre das keine diskutable Frage gewesen; heute ist es eine; und so kommt in diese Überlegung gleich zu Anfang die Geschichte hinein in bezug auf die Philosophie und ihre Kompetenz. Was ihre Kompetenz sei, sagt ihr nur ihre Geschichte; die aber sagt der Philosophie, daß es einen Fortschritt gegeben habe in der Abnahme ihrer Kompetenz: die Philosophiegeschichte ist die Geschichte der Reduktion der Kompetenz der Philosophie.

Und hier ist sie, diese Reduktionsgeschichte, und zwar eiligkeitshalber formuliert als spekulative Kurzgeschichte: erst war die Philosophie kompetent für alles; dann war die Philosophie kompetent für einiges; schließlich ist die Philosophie kompetent nur noch für eines: nämlich für das Eingeständnis der eigenen Inkompetenz. Und das lief so: die Philosophie wurde im Laufe ihres beschwerlichen Lebens mindestens dreimal aufs äußerste herausgefordert, dabei überfordert und so schließlich erschöpft, ausgezehrt und — von Kompetenten, also Mitbewerbern: und zwar hier in Dingen Kompetenz — aus dem Rennen geworfen. Da war — früh: nämlich von der Bibel her — die soteriologische Herausforderung, und da waren — spät: nämlich bürgerlich und pseudonachbürgerlich — die technologische und die politische Herausforderung. Die soteriologische Herausforderung verlangte von der Philosophie, zum Heil der Menschen zu führen, aber das — und dies zeigte sich, als das Christentum die Philosophie überbot — konnte sie nicht: so war es um ihre Heilskompetenz geschehen und die Philosophie wurde zum Fürsorgefall; eine zeitlang kam sie unter als *ancilla theologiae*. Die technologische Herausforderung verlangte von der Philosophie, sie solle zum Nutzenwissen der Menschen führen; aber das — und dies zeigte sich, als die exakten Wissenschaften die Philosophie überboten — konnte sie nicht: so war es um ihre technologische Kompetenz geschehen und die Philosophie wurde zum Fürsorgefall; eine zeitlang kam sie unter als *ancilla scientiae*, als Wissenschaftstheorie. Die politische Herausforderung verlangte von der Philosophie, sie solle zum gerechten Glück der Menschen führen; aber das — und dies zeigte sich, als die politische Praxis die Philosophie, sei es durch Aktivität, sei es durch Sinn fürs Tunliche, Mögliche und Institutionelle überbot — konnte sie nicht: so war es um ihre politische Kompetenz geschehen und die Philosophie wurde zum Fürsorgefall; eine zeitlang kam sie unter als *ancilla emancipationis*, als Magd (oder sagen wir wegen der Gleichberechtigung: als Knecht) der Emanzipation, als Geschichtsphilosophie.

Im Zuge der Geschichte dieser Überforderungen und Verluste ist es auch zweifelhaft geworden, ob es sinnvoll ist, das, was an Zuträglichkeiten für Heil und Technologie und Politik in der Philosophie immerhin anzutreffen war und vielleicht ist, zum Separatum zu stilisieren: ich bezweifle, daß es mehr ist als ein frommer Wunsch der Philosophenprofis, daß die Philosophie den gesunden Menschenverstand und die nüchterne Vernunft gegen die, die sie aus ihrer tagtäglichen Wirklichkeit eigentlich haben sollten, retten müßte und — falls es wirklich nötig wäre — retten könnte. Es gibt natürlich Leute, die die Philosophie als Amulett betrachten, das gegen Irrwege schützt; jedoch — genau umgekehrt wie bei jenem Hufeisen, das in einer bekannten Anekdote bedeutsam ist, die von Niels Bohr erzählt wird¹⁾ — die Philosophie nützt auch und gerade dann nichts, wenn man an sie glaubt. Damit ist jener Sektor berührt, in bezug auf den die Philosophie das Kompetenzmonopol ohnehin niemals hatte: die Lebensweisheit. Wo es um ihre Äußerung geht, waren schon immer mindestens die Dichter ihre Konkurrenten. So scheint auch eine Spezialität gefährdet, die die Philosophie hat, wo man definieren kann: Philosophie, das ist die Altersweisheit der noch nicht Alten: Simulation von Lebenserfahrung für die und durch die, die noch keine haben. Hier wird der biologische Prozeß zum Angriff auf diese Kompetenz: immerhin werden sogar Philosophen älter, wenn man es auch manchmal nicht merkt, und dann können sie — das vermute ich einstweilen nur und auch nur manchmal — Philosophie durch wirkliche Altersweisheit ersetzen und brauchen die Philosophie nicht mehr. Indes: Lebenserfahrung zu sein für die, die noch keine haben, Altersweisheit der noch nicht Alten zu sein: das ist schließlich nicht nur eine mögliche Teildefinition der Philosophie, sondern die wirkliche Teildefinition der Geisteswissenschaften dort, wo diese das Pensum haben, zu erinnern, und gerade darum jetzt — und das ehrt sie — angefochten sind: denn wo riskant reformiert wird, ist man plausiblerweise daran interessiert, sein Risiko bei der Erfolgskontrolle zu mindern durchs Verbot der Erinnerung. Erinnert die Philosophie besser als die Geisteswissenschaften? Doch wohl kaum: und so ist ihr in diesen erinnernden Wissenschaften, auf die die Philosophie wegen ihres sonstigen Kompetenzverlusts seit dem vorigen Jahrhundert setzte, ein Kompetent erwachsen, der ihre vielleicht letzte Kompetenz in Frage stellt: die Erinnerungskompetenz. Offenbar laufen die Kompetenzen der Philosophie aus, so daß sie bei der Inkompetenz endet. Das heißt nicht, daß sie bei all diesen Fragen gar nichts mehr zu sagen hätte; aber sie ist überwiegend zum aussichtslosen Kompetenten geworden, günstigstenfalls zur zweiten Besetzung: und was nützt es, die zweite

¹⁾ Alle philosophieträchtigen Naturwissenschaftleranekdoten der Gegenwart neigen dazu, schließlich zu Niels-Bohr-Anekdoten zu werden; hier ist die folgende gemeint: Niels Bohr erhält Besuch auf seiner Skihütte, über deren Tür ein Hufeisen angebracht ist. Der Besucher weist auf das Hufeisen und fragt Bohr: Sie, als Naturwissenschaftler, glauben daran? Bohr: Selbstverständlich glaube ich nicht daran; aber ich habe mir versichern lassen, daß Hufeisen auch dann wirken, wenn man nicht an sie glaubt.

Besetzung zu sein, wenn die erste wirklich gut und überdies niemals indisponiert ist. Die Philosophie: sie ist zuende; wir betreiben Philosophie nach dem Ende der Philosophie. Was tun? — ich zitiere hier nicht Lenin, sondern Schillers »Teilung der Erde« — Was tun, spricht Zeus, die Welt ist weggegeben;—: aber der einzige konstruktive Hilfsvorschlag, den Zeus — beim Schiller — dann machte, der war an die Dichter gerichtet und eben nicht an die Philosophen: gerade den Philosophen hilft er nicht. So bleibt es dabei: der Bericht zur Lage der Kompetenz der Philosophie, das ist eine Orgie der Fehlanzeigen.

Freilich: stimmt das nun wirklich und muß das so sein? Ich gebe gern zu: es mag Residualkompetenzen geben für die Philosophie, vielleicht sogar beträchtliche, womöglich nicht nur residuale, indes: darüber zu sprechen fehlt mir — mir ganz persönlich — die Kompetenz; denn dafür bin ich nicht zuständig, dazu bin ich nicht fähig, dazu bin ich allenfalls bereit, und lassen Sie mich das kurz erläutern. — Ich bin nicht zuständig, und zwar mindestens aus Gründen der Höflichkeit: es wäre unhöflich, auch nur von ferne den Eindruck zu erwecken, die Münchener brauchten zur Würdigung einer Kompetenz, die sie — und vielleicht als einzige — selber kennen, einen Auswärtigen, gar einen in Hinterpommern geborenen Zwangsstfriesen, der am Fuße des Vogelsbergs sein bedenkliches Leben verbringt und darum ja auch sowieso eher zuständig ist für nonkonformistische Teile der südhessischen Grundlagenfolklore. — Ich bin auch nicht fähig zur Würdigung solcher Kompetenz, und zwar aus Gründen der Unfähigkeit: meine Arbeitsstätte ist eben kein Institut für Naivität, sondern nur eines zur Suche der verlorenen, ein Zentrum für konzentrierte Ratlosigkeit: und solch ein Philosoph — nennen wir ihn einen sentimentalischen — hat es schwer etwa mit der Theoria, mit der, die aus dem Staunen erwächst, jenem unadressierten Dank fürs Wohlsein der Welt, der zur Schau ihrer schönen, guten und wahren Ordnung ermuntert; er ist nämlich ein schlechter Stauner, denn das einzige, worüber er wirklich staunt, das ist: davongekommen zu sein, einstweilen und unwahrscheinlicherweise. — Gleichwohl bin ich bereit, über verbleibende Kompetenzen der Philosophie mich zu äußern. Dieser ganze Prozeß des Kompetenzverlusts der Philosophie, er läßt sich ja schließlich auch ganz anders lesen: nicht als Weg der Enteignung, sondern als Weg der Erleichterung; denn vielleicht ist dieser Pflichtenverlust der Philosophie für sie in Wirklichkeit ein Gewinn von Freiheiten; ihre Verdrängung kann ihre Entlastung bedeuten: wenn sie jetzt nichts mehr muß, dann könnte das gerade heißen, daß sie jetzt nahezu alles darf. So mag also mancherlei für sie übrigbleiben. Denn da sind schließlich auch noch ihre unbestrittenen Pensen: die Philosophiegeschichte und ebenso auch die Logik, die freilich in Symbiose lebt mit der Mathematik. Überhaupt sind Symbiosen wichtig: vor allem für die Grundlagenphilosophie der Einzelwissenschaften. In diesen ist — nach Heideggers Diktum — so viel Philosophie wie Fähigkeit zur Grundlagenkrise: ihr Grundlagenkrisenmanagement ist also ein bleibendes philoso-

phisches Pensum. Aber wer ist wirklich kompetent dafür? Reine Philosophen? Oder die Wissenschaftler der jeweils betroffenen Wissenschaft selber? Die Zeit der reinen Philosophen ist vorbei: wo sie auf Reinheit bestehen, verlieren sie schließlich die Philosophie. Wie also steht es mit ihrer Grundlagenkompetenz für die Wissenschaften? Hier sind offenbar Zweifel möglich und angebracht; ich äußere sie denn auch freimütig: teils schon deswegen, weil es keinen guten Eindruck machen würde, wenn hier in diesem Kolloquium über die Philosophie nur Zuversichtliches, nur Jubelndes gesagt würde; und teils auch aus kompositorischen, sozusagen aus gliederungsrhythmischen Gründen: was tut man nicht alles — wie jenes berühmte Wiesel — um des Reimes willen: meine Überlegung käme zu keinem Duktus und zu keiner Peripetie, wenn ich nicht zunächst dabei bliebe, nachhaltig die radikale Reduktionsgeschichte der Kompetenz der Philosophie und also nachdrücklich folgendes zu behaupten, ich wiederhole es: erst war die Philosophie kompetent für alles; dann war die Philosophie kompetent für einiges; schließlich ist die Philosophie kompetent nur noch für eines: nämlich für das Eingeständnis der eigenen Inkompetenz. Und wenn das so sich verhält, dann bleibt übrig für die Philosophie: gar nichts, also die reine, pure, nackte Inkompetenz, sowie — um den Sokrates zu zitieren — nur noch eine einzige ganz winzige Kleinigkeit, eine freilich sehr unsokratische Kleinigkeit, eine, die die Philosophie nicht weniger problematisch, sondern die sie vollends problematisch macht, etwas, das ich im Blick auf die radikal inkompetent gewordene Philosophie nennen möchte: ihre Inkompetenzkompensationskompetenz.

2. Über sie — also über diese Inkompetenzkompensationskompetenz — möchte ich jetzt zwei Vorbemerkungen, zwei mittlere Bemerkungen und eine Nachbemerkung machen. Sie werden — vermute ich — erst an dieser Stelle spüren, daß ich mein Thema, ein vorgegebenes wie gesagt, etwas eigenartig aufgefaßt habe: nämlich mich interessiert hier nicht die Grenze zwischen dem unendlichgroßen Gebiete der Inkompetenz und dem unendlichkleinen Gebiete der Kompetenz der Philosophie, sondern mich interessiert gerade eine Nichtgrenze: die Legierung von Inkompetenz und Kompetenz, und eine derartige Legierung ist bei der Philosophie das, was ich genannt habe: ihre Inkompetenzkompensationskompetenz. Darüber also zunächst zwei Vorbemerkungen:

a) diese Inkompetenzkompensationskompetenz hat bei der Philosophie viel mit ihrer Inkompetenz zu tun: denn kompensieren muß man nur, wo etwas fehlt; und so ist denn ihre Inkompetenzkompensationskompetenz zunächst einmal ein Symptom ihrer Inkompetenz.

b) es gäbe sie nicht — diese Inkompetenzkompensationskompetenz — wenn es nur die Inkompetenz der Philosophie gäbe und nicht auch ihre Kompetenznostalgie. Alle reden von Nostalgie: ich auch. Etwas zu sein: danach sehnt sich

die Philosophie; und sie war etwas: das kann sie nicht vergessen, auch nicht dadurch, daß sie sich einredet, sie sei noch etwas, wenn sie das Überflüssige ist. Sie ist zwar — als das Inkompetente — tatsächlich das Überflüssige, aber sie ist es eben nicht einfachhin, sondern sie ist kompetenznostalgisch jenes Überflüssige, das in das Nützliche verliebt ist, und zwar unglücklich. Auf die pure Überflüssigkeit sich zurückzuziehen: das hält sie gar nicht aus. Das wird zunächst bestätigt durch ein mehr rührendes Phänomen: durch den Enthusiasmus der Philosophen für unbezahlte Nebentätigkeiten. Der Mensch ist das tätige, der Philosoph ist das nebetätige Lebewesen; es blühen seine extraprofessionellen Selbstbestätigungsaktivitäten: die Philosophen werden — dabei ist übrigens ihr bekanntes Faible für Talmijurisprudenz nur die geheime Rache der aus der Philosophie vertriebenen Mathematik für ihre Vertreibung: wo sie aus der Philosophie verschwindet, erzeugt sie jenes Vakuum, in welches dann das eindringt, was Philosophen und nur Philosophen für juristische Logik halten — die Philosophen also werden Selbstverwaltungsfetischisten, Fundamentalstatistiker, Gründungs- und Opernbeiräte, Wissenschaftstouristen, Leistungssportler des Interdisziplinären, Planungs-, Satzungs- und Gesetzesverfertiger, graue Eminenzen der Totaltransparenz d. h. Dunkelmänner der Durchsichtigkeit, ambulante Seelenröster und Kommunalpolitiker, direkte und indirekte, gutachterliche Papierflutzerzeuger, sekundäre Salonlöwen, und so fort; und sie schaffen dabei — bei diesem Sein zum Herzinfarkt auf der Suche nach der Kreislaufstörung als Beweis der eigenen Realität — allemal das, was Gehlen die Flucht in die Überarbeitung genannt hat: ich ächze, also bin ich, und zwar nützlich. Darum — weil die Philosophen gegenwärtig als jene Überflüssigen leben, die kompetenznostalgisch in das Nützliche unglücklich verliebt sind, so daß sie ihren einschlägigen Minnedienst notfalls durch Nebentätigkeit leisten — wirkt die Überflüssigkeit als Rechtfertigungskategorie auch nur dort —, wenn auch nicht perfekt —, lindernd, wo eine Theorie der Nützlichkeit des Überflüssigen hinzutritt: etwa dadurch, daß man Veblens Kategorie der stellvertretenden Muße, die bei den feinen Leuten einstmals von Frauen und Dienstboten absolviert wurde, auf die Philosophen ausdehnt; denn häufig sind die Philosophen tatsächlich ebendies: stellvertretende Müßiggänger auf der Suche nach feinen Leuten; darum halten sie sich gern bei den Herrschenden auf und noch lieber bei den künftigen Herrschenden, am liebsten bei jenen künftigen Herrschenden, die auch jetzt schon herrschen, wobei der Grenzfall möglich ist, daß sie sich bei sich selber aufhalten. Der — in dieser Rolle freilich längst schon wieder durch Andere überbotene — Philosoph wird Parasit als Status-Symbol. Und er symbolisiert — ob in den Herrschaftsterrains der Besitzer oder der Funktionäre: das läuft mindestens in diesem Punkt auf dasselbe hinaus — damit ja wirklich: daß des einen Leben der Tod des anderen ist, daß die Menschen vom Leiden anderer Menschen leben, die Freiheit von der Knechtschaft, die Gleichheit vom Unterschied, das Hinsehen vom

Wegsehen, das Glück vom Unglück: das ist ja so und ist ja nicht nicht so. Das Parasitäre versteht sich immer von selbst: diesen Satz nicht gelten lassen wollen und gleichwohl selbstverständlich das Parasitäre zu sein: das ist die Philosophie; und wo sie Gewissen hat, quält sie das; und wo sie ihre Kompetenzen verloren hat, aber nicht den Eindruck, daß sie hier welche haben sollte, ist sie dieser Qual unmittelbar und daher schutzlos ausgesetzt. Das, was ich Kompetenznostalgie nannte, artikuliert diese Qual und kanalisiert sie in Richtung auf Kompensationen: die Philosophie beschwichtigt sich, indem sie — angesichts dieser Qual — entweder verzweifelt nicht sie selbst oder verzweifelt sie selbst sein will; und das bedeutet: bei der Kompetenznostalgie streicht sie entweder die Kompetenz oder die Nostalgie; sie wird entweder zum Kompetenzflüchter und sucht Nostalgie ohne Kompetenz d. h. absolute Inkompetenz mit schönen Gefühlen; oder sie wird zum Kompetenzhocker und sucht Kompetenz ohne Nostalgie d. h. absolute Kompetenz mit erhabenen Ansprüchen. Dadurch will sie jener Qual des Gewissenhabens entkommen, indem sie bei seiner Anklage entweder nicht die Adresse zu sein versucht, oder aber der Adressierer, entweder nicht zurechnungsfähig, oder der Zurechner selber: sie entflieht dem Gewissenhaben entweder in Varianten des Garnichts oder ins Gewissensein. Ihre Inkompetenzkompensation ist — angesichts jenes Gewissenhabens — entweder die Flucht aus ihm in jene totale Inkompetenz, die darin besteht, daß die Philosophie gar nicht präsent ist, oder die Flucht aus ihm in jene totale Kompetenz, die darin besteht, daß die Philosophie das absolute Weltgewissen wird. Der Philosoph ist dann: nur Narr, nur Richter, entweder das eine oder das andere — falls das wirklich eine Disjunktion ist. Diese beiden Möglichkeiten der Inkompetenzkompensation, die ich hier anvisiert habe: die Stilisierung der Philosophie zur absoluten Instanz oder ihre Selbstverwandlung in ein gerade noch lebensfähiges Nichts — im Grunde Ersatzgestalten und Nachfolgeformen uralter Fraktionen der Philosophie: des Dogmatismus und des Skeptizismus — möchte ich jetzt in zwei kurzen Mittelbemerkungen nacheinander einschlägig charakterisieren.

a) Der Dogmatismus nennt sich heutzutage Kritik und ist — wie ich sagte — die Position der Totalkompetenz der Philosophie durch die Flucht aus dem Gewissenhaben in das Gewissensein. In Freuds Theorie der Ökonomie des Über-Ich scheint mir dieser ziemlich unbehagliche Konnex angedeutet, daß jemand, der Gewissen wird, sich dadurch die Notwendigkeit ersparen kann, Gewissen zu haben: das muß nicht so laufen, erklärt aber, warum die Kritik wohl häufig nicht wegen der Kritik, sondern gerade als Entlastung durch diesen Vermeidungsertrag attraktiv werden kann. Drum auch darf man im Hause der Kritik nicht von Entlastung sprechen: das kommt der Sache zu nahe. Die Kritik verdächtigt alles und klagt alles an und sitzt über alles zu Gericht. Sie ist damit Schritt innerhalb einer Tradition: denn erst — in der

Religion — saß Gott über die Menschen zu Gericht; dann — in der Theodizee — die Menschen über Gott; dann — in der Kritik — die Menschen über sich selber. Das Gericht der Kritik ist also Selbstgericht, und das ist anstrengend: darum wählt die Kritik den Ausweg, dabei nicht der Angeklagte zu sein, sondern der Ankläger: sie entlastet sich, indem sie richtet, um nicht gerichtet zu werden; die Kritik: das sind Ferien vom Über-Ich dadurch, daß sie selber jenes Über-Ich wird, das die Anderen nur haben, und das selber kein Über-Ich hat. Dem an sich und für sie verurteilten Zustände ist sie dann für sich schon entkommen: der verurteilte Zustand sind somit die Anderen. Und die Kritik entkommt absolut, indem alle verurteilten Zustände so die Anderen werden und die Philosophie als Kritik selber das absolut Unanklagbare wird, das, was Menschen doch eigentlich nicht sein können: das Absolute, das nicht mehr gerichtet wird, weil es nur noch selber und nur noch Andere richtet. Die Philosophie: sie »hatte« Gewissen, aber das hat sie, indem sie absolut vorn ist, hinter sich: stattdessen »ist« sie nun Gewissen, und zwar das absolute. Die institutionellen Konsequenzen reichen über das, was die Philosophie als Separatum betrifft, dabei natürlich weit hinaus; ihre Organisation zu einem zentralen Institut ist — so nützlich sie sein mag — nicht unabdingbar, denn die Philosophie ist hier — absolut, wie sie nun einmal ist — nicht nur zentral, sondern ubiquitär und omnipräsent: die kritische Philosophie wird alles und daher wird alles kritische Philosophie. Sie löst propriae Sachbereiche und Objektbegriffe auf und ersetzt sie durch emanzipatorische Reflexionsbegriffe, die wesentlich Lockmittel und Brechmittel sind: sie locken in Fortschrittliches und brechen den Widerstand dagegen. Die Kritik kennt keine Gegenstände mehr, sie kennt nur noch Relevanzen; und so wird alles identisch: Philosophie und Politik, Utopie und Selbsterhaltung, Haupttätigkeit und Nebentätigkeit, Transparenz und Undurchsichtigkeit, Philosophie und Einzelwissenschaft, jedes Fach mit jedem; nur die Fächer selber verlieren dabei ihre Identität. Dadurch entsteht die Gefahr, daß diese integrierte Gesamtwissenschaft von der Emanzipation — die sozusagen unterwegs ist vom Fachidioten zum integrierten Gesamtdioten, dem so genannten nützlichen, und von der Tyrannei der Werte zur Tyrannei der Stellenwerte — zu jener militanten Karrikatur des Identitätssystems wird, in welcher nicht mehr nur alle Kühe schwarz, sondern auch alle Fächer grau sind, weil in allen nur noch dasselbe gedacht wird und nichts anderes mehr: dieses andere nämlich — meint sie — ist böse, ebenso dann, wenn es falsch, wie auch dann, wenn es überflüssig ist, was in der Praxis heißt: wohl auch dann, wenn es richtig ist, aber nicht opportun. Denn was nicht für die Kritik ist, ist gegen die Kritik und also Sünde. So werden bei diesem bacchantischen Taumel, an dem kein Glied nicht trunken sein darf, gerade jene exkommuniziert, die nüchtern bleiben. Die Wissenschaften werden wieder häresiefähig: ihre Recherchen und Ergebnisse unterliegen wieder einer Zensur im Namen des Heils. Davon befreit zu haben war die Neu-

zeit; es zu rehabilitieren ist die Gegenneuzeit. Um diesen Preis sucht die Philosophie unterm Namen der Kritik dogmatistisch absolute Kompetenz.

b) Die andere Möglichkeit ist die Nachfolgegestalt des Skeptizismus: es ist die Position der in Kauf genommenen totalen Inkompetenz der Philosophie durch die Flucht aus dem Gewissenhaben in eine mehr oder weniger temperierte Unzurechnungsfähigkeit und also Nichtpräsenz der Philosophie bzw. des Philosophen. Hier ist die Ersparungsrelevanz, der Entlastungsertrag, die Vermeidungsvaleanz ohnehin manifest, so daß man nicht erst lange darüber reden muß. Es gibt mehrere Sorten solcher Nichtpräsenz. Die durch Woanderssein ist jedermann geläufig, der museal beschäftigt ist oder sonstwie verweist. Aber man kann — und das ist keine Sache einer bestimmten philosophischen Schule oder Richtung — man kann auch nicht da sein, indem man ständig noch nicht da ist; und das kann man hermeneutisch: weil das Gespräch noch nicht zuende ist; oder dialektisch: weil das Gegenteil noch nicht eingetreten ist; oder analytisch: weil die Behauptung immer noch zu immun auftritt; oder anthropologisch: weil man unbedingt erst noch einmal zu den Bororos muß; oder historisch: weil zuvor noch alles darauf ankommt, die Gnosis zureichender zu erforschen; oder geschichtsphilosophisch: weil man noch auf die Basis oder noch auf den Überbau warten muß oder auf den, der absolut feststellt, auf wen man warten muß; oder transzendental: weil noch nicht alle Möglichkeitsbedingungen beisammen sind oder schon zuviele; oder ästhetisch: weil der Rhythmus noch nicht stimmt oder nur erst der Rhythmus; oder rational rekonstruierend: weil der entscheidende Prädikator immer noch nicht konsensual genug eingeführt ist; oder begriffsgeschichtlich: weil man erst bis I informiert ist; oder direkt skeptisch: indem man überflüssig bleibt und schläft, wenn man nicht gerade nützlich nebensächlich ist — man sollte sich hüten vor nebensächlichen Skeptikern — und so fort: am besten — für eine solche Absenz — ist es gerade, alle Philosophien zu haben oder jedenfalls möglichst viele, um immer gerade die andere zu haben. Die philosophische Kommunikation ist hier Einsamkeit mit anderen Mitteln. Die institutionelle Konsequenz ist die Organisation von Anwesenheitsverhinderungen: auch hier ist es gut, wenn die Philosophie etwas Zentrales wird, hier ist ein Zentrum nützlich, weil es — wo Fakultäten oder Fachbereiche existieren — eine zweite Präsenzverpflichtung begründet, die mit der ersten aussichtsreich kollidiert: wer da nicht für Philosophie und nicht für die erste Philosophie zuständig ist, sondern nur für die zweite, die andere, die skeptische, ist im Zentrum wegen des Fachbereichs und im Fachbereich wegen des Zentrums verhindert und kann gerade dadurch — das ist die Evidenz des dritten Ortes — arbeiten in seiner Außenstelle für Exzentrik: zuhause, als ein emeritus praecox, ein Sisyphus, der dort seinen Stein, ehe er ihn rollt, allererst basteln muß, und zwar mit Wörtern und aus nichts. Aber aus nichts wird nichts; und so ist, was so einer treibt, allemal die

Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts: bekanntlich ist das Kants Definition des Lachens, und so ist diese skeptische Philosophie — tristesse oblige — vielleicht das Heitere und womöglich — im Zeitalter der traurigen Wissenschaft — das letzte Exil der Heiterkeit, ein trauriges: denn wer so lacht, hat nichts zu lachen.

Wo — und dies ist jetzt meine Nachbemerkung — wo die Philosophie kompetenzunsicher, wo sie zunehmend inkompetent und kompetenznostalgisch wird: da will sie schließlich entweder alles sein oder nichts. Beide Möglichkeiten — die weitaus mehr identisch miteinander sind, als ihnen lieb sein kann — hatte ich anvisiert; sie sind Kompensationsarrangements unterm Eindruck von Kompetenzreduktionen bei der Philosophie: sie sind Inkompetenzkompensationen. Rechtfertigt das die Rede von einer Kompetenz, einer Inkompetenzkompensationskompetenz der Philosophie? Man könnte an jenen begriffsgeschichtlich ausgezeichneten Gebrauch des Wortes Kompetenz denken, der sich im Bezirk der kirchlichen Rechte findet: dort ist die Kompetenz der terminus technicus für jene Klerikeralimentation, die zur Führung eins standesgemäßen Klerikerlebens erforderlich und darum unpfändbar ist. Denn diese Bedeutung — bei der ein durch die Schule des Verdachts bei Marx und Nietzsche und Freud und Heidegger und Adorno Gegangener mit gelehrigem Argwohn sich fragt, warum eigentlich unsere gegenwärtigen Kompetenztheoretiker von ihr in ihren wissenschaftlichen Performanzen keine Notiz nehmen — diese Bedeutung von Kompetenz kann akzentuiert werden entweder in Richtung auf die Bedingungen der Möglichkeit von Priesterschaft, von potestas clavium, oder in Richtung auf die Minimalapanage desjenigen, der nicht am aktiven Leben teilnimmt: und das sind ja die beiden von mir skizzierten Möglichkeiten, durch die die Philosophie ihre Inkompetenz kompensiert: absolute Schlüsselgewalt oder vita postuma. Freilich: Kompetenz läßt an Leistung denken; doch was ich beschrieb, waren Fehlleistungen. Die Philosophie: vielleicht hat sie — ich lasse das offen und sage es mit Vorbehalt — heute keine Chance, keine Fehlleistung zu sein; vielleicht hat sie nur die Chance, dies sich einzugestehen. Sie hätte dann keine Vollmacht und wäre nicht sie selbst, sondern bestenfalls täte sie etwas stattdessen. Wo sie das in Rechnung stellt: vielleicht würde sie da menschlich, denn Menschen sind ja die, die etwas stattdessen tun.

Ich hatte hier — auf Geheiß — das Referat über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie zu halten; stattdessen habe ich das vorgebracht, was ich stattdessen vorgebracht habe: ein Antireferat. Malraux hat in seinen Antimemoiren die Frage aufgeworfen, ob Memoiren ähnlich sein müssen in einer Zeit, in welcher nicht einmal Portraits mehr Ähnlichkeit wollen. Ich dehne — indem ich im Zeitalter der Totaltransparenz an das Grundrecht auf Ineffabilität erin-

neren — diese Frage aus nicht auf Referate schlechthin, aber auf dieses Referat²⁾, bei dem ich im übrigen eigens betonen muß, daß ich es jetzt beende, damit Sie nicht auf die fürchterliche Idee verfallen, ich würde es aus irgendwelchen Prinzipien ewiger Wiederkehr des Gleichen jetzt sofort noch einmal halten, wenn ich folgendermaßen schließe: bei einem chinesischen Henkerwettstreit — so wird erzählt — geriet der zweite Finalist in die Verlegenheit, eine schier unüberbietbar präzise Enthauptung durch seinen Konkurrenten, der vor ihm dran war, überbieten zu müssen. Es herrschte Spannung. Mit scharfer Klinge führte er seinen Streich. Jedoch der Kopf des zu Enthauptenden fiel nicht, und der also scheinbar noch nicht enthauptete Delinquent blickte den Henker erstaunt und fragend an. Drauf dieser zu ihm: nicken Sie mal. Mich — sagte ich — interessiert, was dieser Kopf denkt, bevor er nickt; denn das — meinte ich — müßte doch Ähnlichkeit haben mit Gedanken der Philosophie über sich selber. Ich vermute, daß sich Ihnen in bezug auf mich jetzt seit mindestens fünfundvierzig Minuten die Frage aufdrängt: wann endlich nickt er?

²⁾ Das ja, direkt genommen, gegen die Fachräson verstößt, indem es die Philosophie als etwas vorstellt, zu dem — und zwar sowohl zum Dogmatismus der Kritik wie zum Skeptizismus der zur Position gemachten Nichtigkeit — man gegenwärtig skeptisch sich verhalten sollte. Aber — zumal es sich ja auch lesen läßt als Dialektik ihrer Fehlleistungen, die eine Analytik ihrer Leistungen provozieren will — indirekt gilt schließlich das Gegenteil; denn welche unerschütterliche Lebenskraft beweist doch die Philosophie als Fach schon allein dadurch, daß sie sich dies leisten kann: bei einem repräsentativen Anlaß justament den (was seine Haupttätigkeit betrifft) notorischen Defätisten der Innung als Mutmacher zu engagieren.

Gerhard Müller

Platons Dialog vom Staat und sein überpolitischer Sinn*

Wenn von Staatsutopien die Rede ist, denkt der gebildete Mensch zuerst an Platons Forderung, die Philosophen sollten Könige oder die Könige Philosophen werden. Eigentümlich ist aber, daß Platon selbst im Dialog vom Staat, in dessen Mitte diese Forderung steht, die Verwirklichung einer solchen Staatsordnung »schwer, aber nicht unmöglich« nennt und sich wiederholt dagegen verwarft, daß er nur eine Utopie aufstelle, einen frommen Wunsch ausspreche. Wie man diesen Staatsentwurf aber verstehen soll, darüber gehen die Meinungen auch unter Kennern weit auseinander. Nur wenige glauben, Platon habe damit im Ernst seinen Anspruch auf die Macht in Athen anmelden wollen. Von diesen erheben einige die wütendste Anklage gegen Platon; besonders tut dies der Soziologe Karl Popper in London¹⁾, der Platon den ersten intellektuellen Urheber des totalen Staates des 20. Jahrhunderts nennt. Viel häufiger wird die Meinung vertreten, man solle am Staatsdialog nur die Erziehungslehre ernst nehmen, dürfe also alles Staatliche lediglich als literarischen Rahmen dafür ansehen, mit Einschluß der genannten Erklärung über die Realisierung. Schon Rousseau hatte diesen Dialog als »schönste Abhandlung über Erziehung, die je geschrieben wurde«, verstanden. In diesem Sinne etwa, also in humanistisch-pädagogischer Abschwächung, interpretiert man ihn bei uns meistens. Als Beispiel kann eine Abhandlung von H. G. Gadamer²⁾ gelten, der meint, Platon habe erstlich nur erreichen wollen, daß möglichst viele Menschen wie Sokrates herangebildet werden, die den historisch jeweils gegebenen Staat mit Geist erfüllen. Von dieser Auffassung unterscheidet sich eine andere, nach der Platons Entwurf nur eine Provokation aller Politik darstellen, also seinerseits im Bereich der Abstraktion bleiben will. Eine Provokation ist richtig empfunden, aber es wird auch über die Ermöglichung dieses Staates in vollem Ernst disputiert, im Mittelstück des Dialogs, also an herausgehobener Stelle.

Wer Platon richtig auffassen will, muß die literarische Form seiner Aussagen bedenken: der Dialog dient dazu, eine Verständigung der Gesprächsteilnehmer über das, was sie mit ihren Worten meinen, herbeizuführen; in unseren Worten liegt nach Platon eine Wahrheit, die über die räumlich-zeitliche Welt hin-

*) Abgekürzte Fassung eines im philosophischen Colloquium des Gießener Zentrums für Philosophie am 13. 2. 1974 gehaltenen Vortrags.

¹⁾ The open society and its enemies. Vol. I: The spell of Plato (deutsch, Bern 1957).

²⁾ Platons Staat der Erziehung, in: Platons dialektische Ethik und andere Studien. Hamburg 1968.

ausführt. Der Logik des strengen Philosophierens in der Akademie, der sogenannten Dialektik, ist die dialogische Verständigung namens- und sachverwandt. (Man darf hier nur nicht an den Sinn von Dialektik denken, der bei Hegel gilt, Aufhebung von Widersprüchen). So verweist der platonische Dialog hinaus auf eine exaktere Behandlung seiner Probleme, Platon nennt sie gern »die göttliche«. Das schließt nicht aus, daß schon der Dialog zu Ergebnissen von absoluter Sicherheit gelangt, Sicherheit »wie von Eisen und Stahl« (Gorgias 509a), auf die alles menschliche Tun gegründet werden muß. Der Gesprächsführer Sokrates ist der Sprecher Platons, nicht der historische Sokrates. Sein stets betontes Nichtwissen ist nur die negative Kehrseite der platonischen Methode der Wahrheitsfindung, nämlich vorausgehende Befreiung von allen herkömmlichen und sophistischen Vorurteilen: erst wenn mit ihnen reiner Tisch gemacht ist, kann der Dialog das verborgene Wissen aus unseren Seelen herausheben. Mit dem sokratischen Nichtwissen verbindet sich die sokratische Ironie, die unangemessenen Wahrheitsanspruch in Frage stellt und untertreibend auf die neue unkonventionelle Wahrheit hinweist. Diese Ironie darf nicht (wie es leider geschieht) mit der nur namensgleichen Ironie verwechselt werden, die von Friedrich Schlegel ausgeht (»romantische Ironie) oder von dem Theologen Kierkegaard (»totale Ironie«). Denn die sokratische Ironie stellt nicht die Ergebnisse des Denkens, alle ausgesagte Wahrheit in ein Zwielicht, einen Schwebezustand der Fraglichkeit. Sie steht im Dienste der unsere innerweltliche Erfahrung überschreitenden Findung einer Wahrheit, die nach Platon nicht mehr hinterfragbar ist.

Das Hauptthema des platonischen Staatsdialogs ist die Gerechtigkeit, die Gutheit (= »Tugend«) der einzelnen Seele. Der wahre Staat soll nämlich dieselbe Gutheit haben, diese seine Ordnung soll parallel zu derjenigen der Seele sein. Schon dadurch unterscheidet sich Platon von denen, die sagen: der Einzelne ist nichts, der Staat (neuerdings die Gesellschaft) ist alles. Über die Gerechtigkeit disputiert Sokrates im 1. Buch mit dem wohlhabenden Biedermann Kephalos, dessen konventionelles Denken parodierend, und einigen jungen Leuten. Die altgriechische Maxime: gerecht sein heißt, dem Freunde Gutes, dem Feinde Böses tun, wird widerlegt. Ein anwesender sophistischer Rhetor, Thrasymachos, schüttet gegen ein Honorar, das er gefordert hat, eine fortschrittliche These über die Anwesenden aus, wie ein Bademeister einen Kübel Wasser über einen Badegast; die These lautet: das allein Nützliche sei Ungerechtigkeit, Durchsetzung des eigenen Vorteils. Wer gerecht handle, diene nur dem Vorteil der Mächtigen, die im eigenen Interesse Gesetze des Verhaltens aufstellten. Die Widerlegung dieser These, mit Parodie ihres Vorkämpfers, entwickelt schon Grundgedanken der platonischen Theorie: daß der echte Herrscher nur ans Wohl der Beherrschten denkt; daß jedes Wesen gemäß einer ihm eigenen Gutheit handeln muß, die seine Gesundheit ausmacht, also die Menschenseele gemäß der Gerechtigkeit. Thrasymachos weiß nicht weiter, seine These ist

nach dem Urteil aller Anwesenden durch Prüfung im Gespräch als nichtig erwiesen. Nun stellt Sokrates das Ergebnis, den Nutzen der Gerechtigkeit, wieder in Frage: man könne, bevor das Wesen der Gerechtigkeit gefunden ist, nicht von ihrem Nutzen überzeugt sein; daher sei das Gespräch leider ergebnislos. Diese Aporie, d. h. Ausweglosigkeit, ist ein literarischer Kunstgriff Platons, der aber sachlich auf ein ungelöstes, unlösbar scheinendes Problem hindeutet; es wird gleichsam ein Rätsel formuliert; dessen Auflösung muß aber dem Formulierenden bekannt sein; im gesamten weiteren Dialog wird sie entwickelt.

Zwei Brüder Platons, die in Begleitung des Sokrates anwesend sind, sozusagen Studierende der wahren Philosophie, stellen am Anfang des 2. Buches die intelligente Forderung: da Thrasymachos' immoralistische These angesichts der konventionellen Moral oder Unmoral nicht verwunderlich sei, müsse zu ihrer endgültigen Überwindung ein grundlegender Beweis geführt werden, daß die Gerechtigkeit nicht um ihrer vorteilhaften Folgen willen, sondern um ihrer selbst willen, also im Testfalle selbst bei nachteiligen Folgen wie Verfolgung und Mißhandlung, ein zu erstrebendes Gut sei, so daß, wer sie wirklich besitzt, sich niemals zu Ungerechtigkeit verlocken ließe, auch wenn er sich dabei verbergen könnte. Diese Forderung steht von nun an über dem ganzen Dialog. Zunächst führt sie hin zur Gliederung der Seele in Vernunft, Wille, Trieb; im rechten Verhältnis dieser drei zueinander besteht die Ordnung der Seele. Doch wird sie erst aufgezeigt, nachdem vorher die drei Stände des Staates, Philosophen, Soldaten, Handwerker und Bauern aufgezeigt sind. Der Dialog schlägt also einen Umweg ein, der aber einen sachlichen Gewinn erbringt. Denn ein Ständestaat war den Teilnehmern dieses Gesprächs eine altvertraute Sache, in der Praxis wie in der Theorie. So sind sie sich über die Ständeordnung rasch einig, und darüber, wie sich die Tugenden des Gemeinwesens aus den Beziehungen der drei Stände bei phänomenologischer Beschreibung definieren. Man findet sie dann in den drei Seelenteilen und ihrer richtigen Unter- und Überordnung wieder; so ist die Identität der öffentlichen und der individuellen Gerechtigkeit nicht postuliert, sondern festgestellt. Der Vorwurf, den man gegen Platon erhoben hat, er politisiere die Psychologie, indem er ihr die Ständeordnung überstülpe, ist hinfällig, denn nur aus der Seelenordnung kommen die drei Stände in den Staat, nicht umgekehrt.

Die Beschreibung der Seelenordnung ist hier nur vorläufig. Eine angemessenere wird erst möglich, wenn die Funktion des obersten Seelenteils, die metaphysische Wissenschaft und ihr letztes Ziel, die »Urgestalt der vollendeten Gutheit« (gewöhnlich mit »Idee des Guten« übersetzt), also Platons Gott, behandelt ist, also nach der Mitte des Dialogs, dessen Komposition kunstvoll auf eine Zweiteilung angelegt ist. Wie von der Seelenordnung, so hören wir auch von der Ständeordnung das Wesentliche erst bei der zweiten Behandlung, die im Lichte der Metaphysik stehen wird. Dasselbe gilt auch von der

Erziehung, dasselbe auch von der Kritik an Homer und den Tragikern. Der elementaren Pädagogik durch Musik und Gymnastik wird später die philosophische Erziehung folgen. Ein pädagogisches Märchen wird Kindern wie Erwachsenen zugemutet: aus der Mutter Erde kommend, fänden die Menschen drei verschiedene Metalle ihrer Seele beigemischt, wodurch sie sich in drei Stände geschieden sähen: Gold, Silber, Eisen. Das schließt aber ein, daß drei unterschiedliche Begabungen, nicht sicher vererbbar, an den Kindern festgestellt werden, wovon allein die Zuweisung an die drei Stände abhängt. Aufstieg der Begabten und Abstieg der Unbegabten sind dann kein Problem mehr. Es gibt ja keine Familie, die zerrissen werden könnte.

Damit sind wir bei der ungeheuerlichen Forderung Platons: die ersten beiden Stände sollen Frauen und Kinder gemeinsam haben. Die jungen Leute fragen gespannt nach, Sokrates windet sich ironisch, er wisse nichts Sicheres, und möchte das Thema umgehen. Gerade dadurch aber wird auf den umstürzlerischen, unerhörten Charakter der Sache hingewiesen. Sie wird mit der ebenso unerhörten Philosophenherrschaft zusammengenommen. Zu dem berühmten Zentralsatz, der sie postuliert, zentral nach Bedeutung und nach Stellung, gelangt der Dialog so: es müssen drei gefährliche Wogen durchschwommen werden; die erste ist die Beteiligung der Frauen an allen politischen und militärischen Aufgaben der Männer; sie wird aber überwunden, weil sie nützlich und zugleich möglich ist. Schwerer ist die zweite: die Abschaffung der Familie und allen privaten Besitzes für die ersten beiden Stände. Platon wußte, was die Familie mit ihrer Tradition und ihrem Egoismus als politischer Faktor bedeutete, so annullierte er sie mit der Konsequenz des reinen Denkers. Eine Planungsbehörde copuliert Paare auf Zeit mit dem Ziel, menschliche Vortrefflichkeit ebenso zu züchten, wie man Jagdhunde und Rennpferde auf ihre Tugend hin züchtet. Daß eine solche Ausschaltung des Strebens nach privatem Besitz und privatem Leben nützlich wäre, davon überzeugt Sokrates die anderen. Es bleibt aber die dritte schlimmste Woge zu bestehen: daß sie möglich ist. Sie ist genau so möglich wie die Philosophenherrschaft, so sind wir mit einem Kunstgriff der Dialogführung beim Zentralsatz angelangt (473d): ehe nicht die Philosophen Könige werden oder die Könige und Machthaber echtes (platonisches) Philosophieren lernen und anwenden, werde »das Elend in der Politik, ja ich glaube überhaupt für das Menschengeschlecht kein Ende haben«. Von hier an, also vom letzten Drittel des 5. Buches über zwei Drittel des 6. Buches hinweg, erstreckt sich das entscheidend wichtige Mittelstück des Dialogs, in dem die Möglichkeit des Philosophenstaates ohne Familie und Privatbesitz gezeigt wird. Hier finden wir nach Platons, des komponierenden Schriftstellers, Absicht Belehrung über den Sinn dieses Staates.

Ob der Philosophenstaat möglich ist, hängt an der Stellung der Philosophen in der gegenwärtigen Welt, d. h. im Athen des frühen 4. Jahrhunderts. Da gelten die meisten Philosophen als üble Wortverdreher, die einem alles beweisen

können. Nur wenige verdienen menschliche Anerkennung, aber nur als rührend gutartige und weltfremde Menschen, die für die Politik nicht zu brauchen sind. Sokrates findet es besser, zu sagen: man macht keinen Gebrauch von ihnen; er erläutert das durch das plastische Gleichnis vom Steuermann. Der ist an Bord eines Schiffes, dessen Schiffsherr fast taub und blind ist, ein stumpfsinniger Typus nach dem Muster der Komödie. Die Matrosen liegen im Streit, jeder will mit allen sanften und groben Mitteln Steuermann werden, ohne die Kunst gelernt zu haben; man hält sie für nicht lehrbar; ja es ist lebensgefährlich, die Lehrbarkeit zu behaupten. Der wahre Steuermann ist ja da, der seine Kunst gelernt hat bei Meistern, der die Winde und die Sterne und die Technik des Steuerns kennt, aber nicht die Kunst, sich beim Schiffsherrn beliebt zu machen. Es ist unter seiner Würde, sich am Machtkampf zu beteiligen. (Der Arzt geht ja auch nicht umher, neue Patienten zu werben). Die Situation des Philosophen in der athenischen Demokratie ist nun aber die eines solchen Steuermanns. Der Machtkampf korrumpiert gerade die Hochbegabten, die ja das auf der Pnyx versammelte Volk wie ein wildes Tier bändigen müssen und statt dem Guten und Gerechten dem Notwendigen folgen. Ja, diese politischen Notwendigkeiten, die vermeintlichen! Sie zerstören das gute Leben und machen ethische Erziehung zu einer aussichtslosen Sache. Nur wenige Unverdorbene bleiben übrig; fast ist eine göttliche Fügung dazu nötig. Hier folgt die denkwürdige persönliche Absage Platons an alle Politik im empirischen Staate, sein ernstester Ernst. Sie steckt in einem seiner atemberaubenden langen Sätze; er ist ohne rhetorisches Pathos, eher deduzierend, aber von innerer Emphase vibrierend, wie oft bei Platon. Der Satz lautet (496c): »Die in den Kreis dieser wenigen eingetreten sind und als eine herrliche und beseligende Errungenschaft die Philosophie kennen gelernt haben, und die der Menge deutlich genug den Wahnsinn ansehen, und daß keiner sozusagen irgend etwas Gesundes in der Politik tut, daß es aber auch keinen Bundesgenossen gibt, mit dem man der Gerechtigkeit zu Hilfe eilen und selbst mit dem Leben davonkommen könnte, sondern daß man einem Menschen gleich, der unter wilde Tiere fällt, weil man sich weder am Unrecht beteiligen will noch die Kraft hat, als einzelner der Gesamtheit der Wilden gewachsen zu sein, umkäme, ohne dem Staat oder den Freunden genützt zu haben, zwecklos für sich selbst und für die anderen — wenn einer dies alles in Rechnung stellt, dann wird er sich ruhig verhalten und das Seinige tun, er wird wie bei einem Unwetter, wenn Staub und Regenschürme heranbrausen, unter ein Mäuerchen treten, und da er sieht, wie die anderen sich am Frevelmut nicht genug tun können, froh sein, wenn er immerhin wenigstens für seine Person rein von Unrecht und ruchlosem Tun das irdische Leben leben und den Abgang daraus mit positiver Erwartung froh und ohne Groll vollziehen kann«. Dies der erstaunliche Satz. Der andere erwidert: »Aber dann hätte er ja nichts Geringes erreicht am Lebensende«. »Ja, aber auch nicht das Höchste, weil er nicht den

ihm zukommenden Staat gefunden hat. Denn erst in dem ihm zukommenden Staat wird er sich für seine Person stärker gefördert sehen und wie dem persönlichen so auch dem öffentlichen Leben Gesundheit verleihen«.

Daß Platon trotz dieser Erklärung in Sizilien Politik getrieben und beeinflußt habe durch ein Mitglied der Tyrannenfamilie, Dion, steht nur im siebenten der unter Platons Namen überlieferten Briefe. Es gibt aber zwingende Gründe für die Diagnose, daß es sich um einen Briefroman handelt, der unglaublich ist, soweit er Platon eine politische Rolle im empirischen Sinne zuschreibt. Polisgriecher wurde Platon oft genannt, von Historikern und Philologen. Doch ist er es nur insofern, als er überhaupt Leben in politischer Gemeinschaft für erstrebenswert hält; das unterscheidet ihn von den Epikureern und den Kynikern. Wer apolitisch lebt, muß nach Platon viel entbehren, das Glück sinnvoller Gemeinschaft, er muß viel Schlimmes, den Wahnsinn der Politik, tatenlos mit ansehen, so auch die Korruption der Begabtesten durch den herrschenden Ungeist und die Entwürdigung der von ihnen verlassenen Philosophie durch minderwertige Jünger. Hier steht wieder ein Gleichnis: die Tochter eines verarmten Handwerkmeisters muß jeden üblen Freier nehmen, weil ein vollwertiger nicht kommt. Platon zeichnet die Karikatur eines sophistischen Rhetors, indem er seinen Stil parodiert: »aus einer Strafanstalt in den Stand der Freiheit versetzt, in einer Badeanstalt in den Stand der Sauberkeit versetzt«, so erscheint er; mit einem neugekauften Anzug will er wenigstens Eindruck machen, mit seiner eigenen Erscheinung könnte dieser Mensch das nicht. Auch er ist ein Komödienfigur. Der neugekaufte Anzug sind die modischen Neuerungen des Stils. Platons Kritik ist von unerhörter Schärfe.

Es bleiben also nur wenige, durch die Polis unverdorrene Philosophen, sie müssen den ersten Stand unseres Staates bilden. Dabei von Utopie zu reden wäre nur dann erlaubt, wenn man einen Grund angeben könnte, wieso es unmöglich sein soll, daß ein Mächtiger die Philosophie ernst nehmen und praktizieren könnte, oder daß irgendeine Fügung die Philosophen nötigen könnte, aus Verantwortung, nicht aus Neigung politische Verantwortung zu übernehmen. Diesen Grund gibt es nicht. Zu beachten ist wieder die Argumentationsform des Logikers. Nun bleibt aber immer noch das Volk. Hier nun erleben wir eine Paradoxie, die mindestens dem von Platon auch stilistisch so herausgehobenen Paradox der Philosophenherrschaft gleichkommt; aber hier hält er's nicht für paradox.

Die Menge, eben noch als wildes Tier charakterisiert, wird auf einmal von Sokrates gegen die landesübliche und die platonische Kritik in Schutz genommen. Böseartig sind nur wenige einzelne. Die Leute haben noch nie erlebt, daß sie von einem Politiker angesprochen werden ohne Schmeichelei, in selbstloser Sachlichkeit, unter Ausschaltung von Ehrgeiz und Machtgier. Es ist möglich, daß sie sich überzeugen lassen; das wilde Tier wird sanft und läßt den Philoso-

phen gewähren. Der wird nun so vorgehen: um die Stadt nach dem ideellen Modell umzumodeln, wird er wie ein Maler erst einmal die Tafel reinigen, auf der das Modell abgemalt werden soll. Diese Reinigung ist nicht eine solche wie in totalen Staaten (dies gegen Popper); sondern die herkömmlichen Prinzipien und Wertungen werden außer Kraft gesetzt, die Dichter ausgewiesen und die falschen Philosophen und Demagogen vom Regieren ausgeschlossen. Dann trägt der Maler nach dem göttlichen Vorbild die neuen Gesetze und Gesinnungen auf die Tafel auf, wobei er scharf auf Vorbild und Abbild hinschaut und sich so lange korrigiert, bis die größte Ähnlichkeit hergestellt ist. Noch einmal, ein drittes Mal, in ungewöhnlicher Wiederholung wird man sich im Gespräch einig über die reale Möglichkeit, daß die Leute so etwas geschehen lassen; und zweifellos gebe es Machthaber, die sich der Philosophie unterwerfen; echte Philosophen aber gibt es doch einige wenige: dieser Staat ist schwer, aber nicht unmöglich zu verwirklichen.

Unzweifelhaft beweist dies nun abgeschlossene Mittelstück des Dialogs, daß die Staatsordnung, über die hier disputiert wird, nicht bloß ein literarischer Rahmen für die Formulierung allgemeiner, überall anwendbarer pädagogischer Prinzipien sein kann. Über die Ermöglichung dieses Staates wird in vollem Ernste disputiert.

Ich muß erwähnen, daß am Schluß des 7. Buches plötzlich noch eine ganz andere Reinigung vorgeschlagen und ohne Diskussion akzeptiert wird: die Ausweisung aller Personen, die über 10 Jahre alt sind, so daß man mit den Kindern den guten Staat einüben kann. Dies Stück des Textes halte ich aus philologischen Gründen, die hier nicht darzulegen sind, für unecht.

Wenn nur die echten Philosophen den Staat retten können, so müssen wir erfahren, von welcher Wahrheit diese Philosophen inspiriert sind. Es wird uns nun gleich die oberste Wirklichkeit vorgeführt, zu der Platons Ideenphilosophie gelangt. Es ist die Urgestalt der vollendeten Gutheit, das Gute selbst. Alles was bisher über Seelengliederung, Tugenden des Individuums und des Staates und den Staat gesagt wurde, tritt erst jetzt ins volle Licht. Denn mit der Gutheit selbst ist für Platon die Umwendung des Blickes, weg von der abbildlichen Welt und ihren Interessen, verpflichtend verbunden. Sie ist Platons Gott, ein unpersönlicher Gott, von der Vernunft erreicht durch Beweise, nach langem Wege des Denkens geschaut in einer letzten Institution, die doch völlig rational bleibt, nur daß dieser Schau wie der identischen des Schönen selbst im Symposion das Überwältigende und Endgültige anhaftet. Wenn man jede Voraussetzung, die bei Denkprozessen nötig ist, durch deren Voraussetzung unterbaut und schrittweise immer weiter jede Setzung hinterfragt, muß man zu einem Letzten kommen (das Denken kann nicht ziellos ins Unendliche verlaufen), dem Voraussetzungslosen; das ist die Urwirklichkeit des Guten; ihr verdankt alles Sein die Existenz und die Erhellbarkeit, während es selbst

jenseits der »Seiendheit« ist. Von ihr aus allein ist erfülltes menschliches Dasein, auch politisches Dasein, möglich; ohne sie lebte der Mensch orientierungslos, »das Auge seiner Seele ist in einem barbarischen Schlamm vergraben«. Man kann ebenso sagen: der Punkt außerhalb ist auf die menschliche Seele bezogen auch in ihrem Erdendasein, denn unsere Welt ist ja vom Guten selbst nur die Entfaltung und Abbildung. Dieser Gott ist kein waltender Wille, der selbst denkt und handelt, Schicksale lenkt, sondern eine geschaute Wirklichkeit, die die Seele zwingend beherrscht, wenn sie nur sich entschließt, sich der Schau zu öffnen.

Von solcher Vernunftreligion aus ist also Platons Staat concipiert, von ihr aus erklärt sich der Radikalismus, mit dem er sich von allem abkehrt, was man damals wie heute Politik nennt, und den Rahmen überschreitet, in dem alle Reformer und alle Revolutionäre aller Zeiten immanent bleiben. Nur Platon transcendiert diesen Rahmen und die Gegebenheiten unserer Welt, die für ihn eine abbildliche und unvollkommene ist. Vor ihnen könnte sich nur retten, wer unter Anerkennung der platonischen Wahrheit vom vorbildlichen Sein und von der unsterblichen Seele bereit wäre, in Gemeinschaft Gleichgesinnter nach den Grundsätzen, die in diesem Dialog aufgestellt sind, zu leben, also in einem platonischen Orden, einem Orden freilich, der sich selbst fortpflanzt und sich militärisch verteidigt. Wenn die Menschen diese Möglichkeit, die doch für Platon nicht phantastisch scheint, verschmähen, wird es ihr eigener Schade sein; und sie werden dann das Elend der Politik in Demokratien oder Diktaturen weiter ertragen. Nur der Platoniker macht in keinem Falle, unter keiner dieser Staatsformen mit.

Bemerkenswert ist, wie das Gespräch nunmehr zur Gestalt der Gutheit hinführt, und zwar so: wir haben doch selbst unsere Behandlung der Tugenden als nicht exakt und endgültig bezeichnet. Nun dürfen wir keinesfalls länger darum herum reden. Vom höchsten Thema des Studiums hast du oft gehört, ja schon, aber wie sollen wir hier die Strenge der akademischen Philosophie gesprächsweise erreichen? Über den erhabendsten Gegenstand kann man doch nicht so daherreden. Sokrates sträubt sich ironisch: er habe ja kein Wissen davon (Wissen heißt eben: vom Logos über die Richtigkeit belehrt sein). Jede bloß bildliche Beschreibung bleibt noch auf dem Boden des Nichtwissens; man sieht, daß dies nur die negative Kehrseite der Dialektik ist. Darf man ein Bild des Göttlichen wagen? Die Sonne ist hier das Bild, als Sohn der Urgestalt des Guten, sie ernährt und erhellt die abbildliche Welt. Für die Zwecke des literarischen Gesprächs genügt dieses Bild als hinweisendes, um den überweltlichen Zielpunkt alles Denkens und Handelns sicherzustellen, den Gegenstand einer »Theoria«, die alles Handeln des täglichen Lebens bestimmen muß. Jede menschliche Seele hat eine Ahnung davon, ist ahnungsweise darauf gerichtet (505e). Die Philosophie macht aus der Ahnung ein Wissen und lenkt mit ihm

das Leben. In diesem Lichte sehen die bisher nur vorläufig definierten Tugenden anders aus, sie gewinnen den Bezug auf die Transcendenz.

An dies Sonnengleichnis schließt sich das bekannte Höhlengleichnis, den Weg aus der empirischen Welt in die intelligible beschreibend, ein Gleichnis nicht nur, sondern eine Analogie in der Form einer mathematischen Proportion (keinesfalls ein bloßer Mythos als ein unverbindliches Fabulieren über Nicht-wißbares). Von hier aus leitet sich der Aufbau der wissenschaftlichen Bildung ab, der breit dargestellt wird; sie gilt für das ganze Leben. Für Dialektik wird die Zeit des 30.—35. Lebensjahres angesetzt. Vom 50. Lebensjahr an übernehmen die Besten, die Echtbürtigen des Geistes, die Regierung im Reihendienst, gegen ihre Neigung, nur aus Pflicht gegenüber dem Staat, der sie ernährt. Sie leiten auch alle Erziehung, besonders die ihrer Nachfolger. Abwechselnd treiben sie Philosophie und praktische Politik. Es gibt hier kein Führertum und keine oberste Spitze einer Hierarchie, sondern nur einen kleinen Kreis von höchst Gebildeten, die das Auge der Seele hinaufrichten zu dem, was allem Licht bringt. Der Faktor Macht, so meint der nicht weltfremde, aber weltflüchtige Platon, ist ausgeschaltet, weil niemand da ist, der an der Macht interessiert wäre. In der Überschrift der vorliegenden Darlegungen ist mit »überpolitisch« dies gemeint.

Es folgt zunächst eine Typologie der Verfallsformen des Staates, die Reihe Timokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannis, die kein Geschichtsgesetz meint, das Platon nicht interessiert hätte. Die Anordnung dieser Staatsformen entspricht vielmehr der abnehmenden Nähe zum philosophischen Staat, gemessen an der Seelenfassung der den Staat bestimmenden Menschen. Daß Platon nur die Seelenzustände interessieren, bestätigt sich darin, daß er die Verfallsfolge abschließt durch einen Vergleich der Eudaimonie des philosophischen Politikers mit der des Tyrannen, des unglücklichsten aller Menschen: 729 (9³) mal ist der philosophische Politiker glücklicher als der Tyrann, kraft der Wohlordnung in seiner Seele. Höchst geschickt ist nun daran die unerläßliche Neubehandlung der Seelenlehre auf der höheren Ebene der Philosophie angeschlossen. Seelengliederung und Tugenddefinition werden teils dialektisch, teils bildlich zu größerer Deutlichkeit gebracht. Es werden drei Arten von Freude unterschieden (womit auch die Gefühle, die Psychologie ergänzend, erscheinen), den drei Seelenteilen zugeordnet mit abnehmendem Grad an Seinsgehalt von oben nach unten. Die Freude an der Wahrheit (Theoria) hat den höchsten Rang. Eines von Platons eindrucksvollen Bildern beschließt diese Darlegung. Die Seele des Menschen hat drei Wesen in sich: das vielköpfige Ungeheuer (die Triebe), den mächtigen Löwen, (alle aktiven Affekte, auch den Willen) und den inneren Menschen. Was Gerechtigkeit ist und inwiefern sie ein einzigartiger Gewinn in sich ist, liest man aus diesem Bilde ab: Herrschaft des inneren Menschen über das vielköpfige Ungeheuer, dem die

meisten Köpfe abgeschlagen werden; der Löwe, in Disciplin genommen, hilft dabei. Thrasymachos ist nun endgültig widerlegt: ungerechter Vorteil, selbst unentdeckt und straflos in der Welt, wird bestraft mit der Versklavung des inneren Menschen unter das Ungeheuer und den entfesselten Löwen. Die von den Platonbrüdern geforderte Wesensbestimmung der Gutheit, die hinreicht gegenüber den konventionellen und den sophistischen Irrtümern, ist hiermit geleistet. Der Sinn des platonischen Staates tritt wieder darin hervor, daß dieser innere Mensch auch dem guten Staat sein Wesen gibt und darin allein erst die höchstmögliche Form menschlicher Eudaimonie erreichen kann.

Der Widerspruch Platons gegen griechische Traditionen geht weit über das Politische hinaus und erfaßt Grundauffassungen des Lebens. Das beweist die Kritik an Homer und an den tragischen Dichtern, die in seinem Gefolge gesehen werden. Diese Kritik wird häufig in abschwächender Interpretation gedeutet. In Wahrheit reißt Platon einen Gegensatz von größter Tiefe zu Homer, dem Erzieher Griechenlands, auf. Die Religion der ideenschauenden Vernunft gestattet eine solche Unmittelbarkeit der innerweltlichen Leidenschaft, wie sie im Homer gegeben ist, nicht, die ja als Gabe der olympischen Götter erlebt wird. Auf die bloß moralische und pädagogische Kritik Homers im 2. und 3. Buch folgt deshalb, unter der Voraussetzung der Ideenphilosophie und der in ihrem Lichte aufgefaßten Dreigliederung der Seele, im 10. Buch ein prinzipienhaft strenges Urteil über Homers religiöse Unzulänglichkeit. Homer ist Mimetiker und wird als solcher durch den banalen Vergleich mit einem Maler abgewertet, der eine Liege abmalt, ohne von der Liege, wie sie gebaut wird, etwas zu verstehen: das tut nur der Handwerker, der auf die Idee der Liege, eine »göttliche« Idee, hinschaut und sie nachbildet. Das ist legitime Mimesis, aber der Maler betreibt Mimesis zweiten Grades, produziert nur ein Scheinbild, das Kinder und Einfältige mit der echten Liege verwechseln. So weiß auch Homer gar nichts vom wahren Sinn des Menschenlebens, weil er nichts vom Urbild weiß, an dem allein dieser Sinn sich orientieren kann. So bildet er blinde und törichte Menschen ab, statt sie zu erziehen und ihren Blick hinaufzuwenden zur Urgestalt der Gutheit. Er kennt auch nicht die Teleologie menschlichen Handelns: alles, was Menschen tun, muß zu etwas gut sein. Der Philosoph sagt es ihnen im Gleichnis. Nur der Flötenspieler weiß, wie eine Flöte beschaffen sein muß, um ihren Zweck zu erfüllen, er sagt es dem Flötenbauer, der deswegen sinnvolle Arbeit leistet. Sinnloses tut der Dritte (von der Wahrheit), der Maler einer Flöte, der kein Wissen von ihr hat. Das ist Homer. Vom Antagonismus zwischen Vernunft und Leidenschaft bei den Menschen stellt er primär als obsiegend die Leidenschaft dar, die Vernunft als unterliegend. Die vielen Klagen über das Leiden verraten, daß dem Klagenden und dem Dichter, der sie darstellt, Einsicht in den Sinn des Leidens fehlt, Einsicht, daß erstens nicht wenige der Leiden nur Scheinleiden sind, zweitens aber die verbleibenden (Krankheit, Armut) Strafe für frühere Sünden, Strafe aber ist Heilung.

Hier heißt es mit berühmter Formulierung: nichts von den menschlichen Dingen ist wert, daß man es sehr ernst nimmt; ernstzunehmen ist nur die Entscheidung zwischen gut und böse; das einzige wahre Unglück ist die Störung oder Zerstörung des inneren Kosmos der Seele. Das Wehgeschrei (gemeint sind die Klagegesänge der Tragödie) wendet sich verderblicher Weise an den untersten Seelenteil, das vielköpfige Ungeheuer, oder allenfalls an den mittleren in seiner nicht disziplinierten Verfassung, nicht an die Vernunft, die Ruhe, Beherrschung, Bescheidung fordern würde. So ist die mimetische Kunst etwas Niedriges, etwas selbst für die Besten im Staate Korrumpierendes; sie verführt zu Nachgiebigkeit gegenüber Regungen, die der Zuschauer der Tragödie unbedingt unterdrücken mußte, wenn sie ihn in seinem eigenen Leben anrührten. Die Kritik an der Mimesis steht unmittelbar vor dem Unsterblichkeitsbeweis, der die Seele als Stätte ewiger Verantwortung über alle Zeit hinweg versteht. Was sollte wohl angesichts solcher Entscheidung eine Ästhetik als abgetrennter Bereich ästhetischen Genießens bedeuten? Es geht um mehr als die Poesie; der Bios im Sinne der mythischen Religion und der olympischen Götter wird verdammt. Vor das Gericht der platonischen Wissensethik gestellt, wird er ohne revolutionäres Pathos, vielmehr mit der unerbittlich deduzierenden Beweiskraft des Logikers einer um so gnadenloseren Verurteilung zugeführt. Platon gesteht, Liebe und Bewunderung für Homer gehabt zu haben. Aber diese Liebe gleicht einer törichten Jugendliebe, die der gereifte Mann als etwas Kindisches verwirft und vergißt. »Denn nicht ist höher zu achten ein Mensch als die wahre Wirklichkeit«. Angesichts der Identität von Gutheit und Eudaimonia werden die tragischen Probleme und Leiden wesenlos und ungültig. Der Gerechte ist als solcher geborgen, es kann ihm nichts geschehen. Sokrates, wie ihn Platon als Sterbenden schildert, stirbt untragisch, in der Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele. Die Vernunftreligion hat die tragische Welt überwunden.

Wenn man diesen Sinn der Dichterkritik erfaßt hat, hat man zugleich den des platonischen Philosophenstaates verstanden, in dem alle Faktoren der heillosern Politik, wie wir sie geschichtlich allein kennen, eliminiert sind. Es gibt nun nur überzeitliches Beharren ohne Veränderung und die bindende Kraft unveränderlicher Wahrheit. Sie hat keine Eile, so braucht die Realisierung des Philosophenstaates nicht rasch erwartet zu werden. An einer Stelle, wo Thrasymachos der Immoralist noch einmal flüchtig erwähnt wird, heißt es (498d): »wir werden nichts unversucht lassen, ihn und die anderen zu überzeugen oder bei ihnen einen Fortschritt für ein zukünftiges Leben zu bewirken, wenn sie, wieder geboren, mit solchen Gedanken konfrontiert werden wie den unseren«. Ich stelle mir vor, daß es Leser des 20. Jahrhunderts gibt, die diesen Satz nur als zynischen Witz nehmen können. Für Platon ist er der volle Ernst. Alle Zeit und alles Sein zu überschauen, ist Sache der Philosophen (486a). Die Fürsorge für das unsterbliche Ding, unsere Seele, muß ja auch für die ganze Dauer

unendlicher Zeit gelten. So folgt hier im 10. Buche sinnvoll der Unsterblichkeitsbeweis: ihre eigene Schlechtigkeit, das Ungerechte in ihr, bringt die Seele nicht um (wie Thrasymachos beweist), also ist der Agon in ihr ein ewiger. Es wäre eine harmlose Sache, wenn die ungerechte Seele der Vernichtung anheimfiele. Die Sache ist viel ernster. Es versteht sich, daß solche stets neue Entscheidung der Seele ihre drei Teile voraussetzt. Es folgt der Lohn der Gerechtigkeit, den es auch schon im empirischen Staate geben kann, wenn der Typus Thrasymachos durchschaut ist. Unendlich viel wichtiger sind ewiger Lohn und Strafe, wie sie der Schlußmythos ausmalt, positives Gegenbild gegen die flache Konvention beim Spießbürger Kephalos.

Hier verwendet Platon die Darstellungsform des Mythos. Die Form des Mythos wird häufig mißverstanden, so als ob der Mythos Platons eine Wahrheit hinzubringe, die der Logos nicht erreichte (Schema Vernunft – Offenbarung). Hegel spricht von der Ohnmacht der Vernunft. Hier irrt Hegel. In Wahrheit sagt der hier vorliegende Mythos, den Platon aus Planetentheorie und verschiedenen altmythischen Elementen frei zusammen mischt, nichts aus, was nicht der ganze Dialog von sich aus beweisend hingestellt hätte: die ewige, immer erneute Entscheidung zwischen gerecht und ungerecht. Es gibt zwei Szenen: zuerst das Gericht, vor das die Seele nackt hintritt. So wird der wahre Wert ihres Zustandes unabhängig von Vorteilen der Körperwelt deutlich, wie es die Platonbrüder gewünscht hatten. Die gerichteten Seelen werden zu unsagbaren Freuden der Gottschau oder zur Hölle der Gottlosen entlassen. In der zweiten Szene kehren sie zurück, die neue Einkörperung durch ihre Wahl, nämlich einer Lebensform, vorauszubestimmen. Jede Seele hat ihr Schicksal in der Hand, nicht das Walten des Gottes entscheidet es.

Lachesis, eine der drei Schicksalsgöttinnen, wirft an einem Ort, wo sich die Weltachse im Schoß der Ananke dreht, Lose zu, die die Reihenfolge des Wählens bestimmen. Nur gering ist der Anteil des Zufalls, der mit der Reihenfolge gegeben ist. Auch wer zuletzt wählt, hat immer noch die Möglichkeit, einen erträglichen Bios zu bekommen, wenn er nur weise wählt. Nur wenige tun das. Vom gewählten Bios hängt die moralische Qualität des neuen Erdenlebens wesentlich mit ab, wenn auch nicht im Sinne endgültiger Determinierung. Zu lernen und sich für das Gute zu entscheiden, ist immer möglich, nur verschieden schwer, hier wie dort. Die eigene Vergangenheit hilft zum Richtigen oder sie versperrt es. Die Erinnerung an das Leben dort ist hier ein Faktor, die Erinnerung aus dem Leben hier ist dort ein Faktor, der die Entscheidung beeinflusst. Ganz große Übeltäter dürfen nicht wieder ins Leben zurück, der Schlund der Hölle brüllt auf und läßt sie nicht durch. Die ganz großen Übeltäter sind die Tyrannen. Hier hätte Popper, wenn er zu unbefangener Interpretation bereit gewesen wäre, entnehmen können, wie Platon prinzipiell zum totalen Staat des 20. Jahrhunderts und zu seinen Machthabern und Menschenschlächtern (in der einen Farbe und in der anderen Farbe gleicherweise) gestanden

hätte. In solchen Figuren ist die äußerste Entartung greifbar, deren die menschliche Seele fähig ist. Sehr interessant ist, daß auch die aus reiner Seligkeit Zurückkehrenden falsch wählen können, wenn sie träge geworden sind. Man sieht, daß es sich nicht um mystisches Aufgehen in Gott handelt, sondern die aktive Vernunft muß immer intakt bleiben; gottähnlich wird die Seele nur dadurch, durch immer neue Entscheidung, gottgleich nie. In diesem Sinne handelt der vorliegende Mythos vom Heil und Unheil, damit wir als Lernende hier und auf der tausendjährigen Reise das rechte, glückbringende Verhalten zeigen (der Doppelsinn des griechischen »eu prattomen« ist nicht anders zu übersetzen).

Es scheint, als wäre mit all diesem der richtige Staat weit dahintengelassen. Aber diejenigen, die das behaupten, haben den Dialog nicht verstanden: nur von dem rechten, glückbringenden Verhalten der Seele kann der heillosen Politik dieser Welt Heilung zuteil werden; nur in diesem Sinne, in diesem aber wirklich, ist der Staatsentwurf des weltflüchtigen Platon ernst gemeint.

Friedrich Wolfzettel

Die Suche nach dem Geheimnis

Die Abenteuerromane Jules Vernes.*

Die Reise- und Abenteuerromane Jules Vernes, zwischen 1863 und 1905 entstanden und seit fast einem Jahrhundert in den Bereich der didaktischen Jugendliteratur verbannt, erfreuen sich von seiten der Verleger, des Publikums und nicht zuletzt der professionellen Forschung seit gut einem Jahrzehnt wachsender Aufmerksamkeit. Als Fortsetzer und Neuerer zugleich steht Jules Verne, der als einer der ersten und jedenfalls am konsequentesten und nachhaltigsten die Möglichkeiten der sich rasch entwickelnden Technik in die überkommene Form des Romans einarbeitete, am Beginn der von H. G. Wells und danach vorzüglich von amerikanischen Autoren weitergeführten Gattung der Science Fiction und am Ende der Jahrhunderte alten Tradition der Reise- und Expeditionsliteratur. Die Mischung aus Modernität und biederer, altväterlicher Einkleidung – man denke hier nur an das mit Plüsch und Kunstgegenständen eingerichtete bildungsbürgerliche Interieur des Unterseebootes Nautilus – versetzt das Werk von Jules Verne genau an die Grenze zwischen der sog. hohen Literatur mit ihrer im 19. Jahrhundert vorwiegend emanzipatorischen Stoßrichtung und der massenwirksamen Trivialliteratur, deren Faszination sich auch die großen bürgerlichen Schriftsteller selten ganz entziehen konnten. Diese Mischung hat aber zugleich die ernsthafte Rezeption des Werkes ungleich erschwert und verzögert. Seine auf das Niveau von reinen Abenteuerbüchern herabgestutzten Romane – eine Erscheinung, an der Verne selbst nicht unschuldig ist – schien jede literaturwissenschaftliche Beschäftigung von vornherein auszuschließen. Es verwundert also kaum, daß der französische Verlag Hachette erst vor kurzem daran gegangen ist, die Bände der berühmten Bibliothek Hetzel originalgetreu einschließlich der schönen lithographischen Vignetten von Rioux als Taschenbücher neu zu edieren, nachdem jahrzehntelang nur entstellte und popularisierte Fassungen zugänglich gewesen waren. Der einzige vollständige Nachdruck liegt seit 1971 in den Editions Rencontre, Lausanne, vor. An eine wissenschaftlich kritische Gesamtausgabe wird indessen wohl noch lange nicht zu denken sein. Im deutschsprachigen Raum hatte der Züricher Diogenes-Verlag schon vor Jahren und ohne großen Erfolg die wesentlichen Werke des französischen Romanciers herausgebracht. Nach den eigenwillig modernisierten Ausgaben des Frankfurter Bärmeier u. Nickel-Verlags hat sich nun auch Fischer zu einer Taschenbuch-Sonderreihe

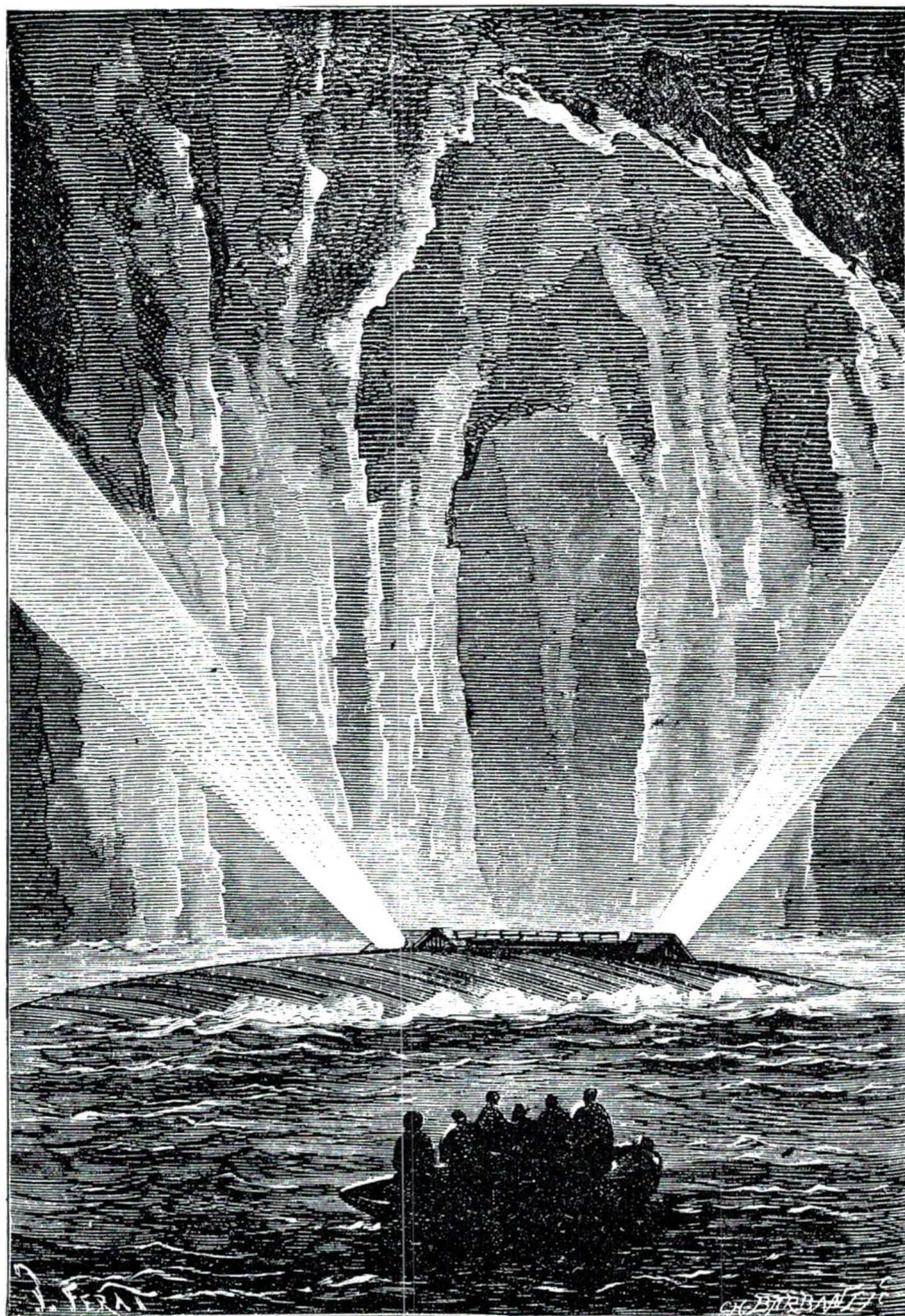
* Vortrag vor der Deutsch-Französischen Gesellschaft am 28. Oktober 1973 anlässlich der Deutsch-Französischen Kulturtag in Gießen.

»Jules Verne« entschlossen, deren Bände ohne Angaben von Kriterien und ohne Vorbemerkung vielfach bis auf ein Drittel ihres Umfangs gekürzt erscheinen. Hier dürfte sich ein fatales Mißverständnis in der Bewertung eines Autors zeigen, in dem die französische Forschung seit dem epochemachenden Aufsatz von Michel Butor aus dem Jahre 1949 einen der großen Mythenschöpfer und repräsentativen Gestalter der Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkannt hat¹⁾). Das selbstverständliche Recht auch sog. trivialer Autoren auf originale Wiedergabe ihrer Werke scheint bei einem Romaner außer Kraft gesetzt, dessen spezifische Langatmigkeit und Treuherzigkeit eine publikumswirksame Straffung offenbar geradezu erfordert, um der Kommerzialisierung unter der Werbemarke eines Klischees nicht hindernd im Wege zu stehen.

Scheinbar ist es aber andererseits gar nicht so leicht, aus Jules Vernes breit angelegten Büchern spannende Abenteuerromane, »action« in unserem Sinn zu destillieren. Die gängigen Filmbearbeitungen wurden daher beliebig mit Motiven und Ereignissen aus anderen Werken aufgeschwemmt, ja man scheute sich nicht — wie etwa bei *Vingt mille lieues sous les mers* — die Reihenfolge der Begebenheiten mit dem Ziel der Spannungssteigerung umzukehren und mit Hilfe erfundener, inkongruenter Details eine neue, scheinbare Geradlinigkeit des Ablaufs herzustellen, auf die Verne von selbst leider nicht gekommen war. Das Repertoire wurde auf diese Weise ergänzt, angepaßt, vor allem aber stets komprimiert. Jahre der Bewährung schrumpfen so zu abenteuerreichen kurzen Zeitspannen, innerhalb deren sich die Ereignisse nacheinander zum Höhepunkt jagen. Phantastische Ausschmückung, Modernisierung und technische Übertreibung — eine Art Nachhilfeunterricht für den Verfasser — sind dabei die Regel, stehen aber dann doch — und das macht diese Praxis so fatal — in peinlichem Gegensatz zu der von Verne intendierten realen Lebenssituation. So tragen etwa in der neuesten Filmversion des Robinsonromans *L'île mystérieuse* (»Herrscher einer versunkenen Welt« von Bardem/Colpi) die Froschmänner des Kapitäns Nemo Taucheranzüge, die eine Mischung aus

1) Der Aufsatz: *Le point suprême et l'âge d'or à travers quelques oeuvres des Jules Verne* ist wiederabgedruckt in Butor, *Répertoire I*, 1960 S. 130–162. Inzwischen haben mehrere französische Zeitschriften Verne eine Sondernummer gewidmet, besonders *Europe* und *Livres des France* zum 50. Todestag des Schriftstellers im Jahr 1955.

Die erste große Biographie des Autors von Marguerite Allotte De La Fuyé von 1928 wurde 1953 von Hachette neu aufgelegt und ist auch nach weiteren Darstellungen vor allem aus der anglo-amerikanischen Forschung noch keineswegs überholt. Aus der noch nicht allzu umfangreichen Sekundärliteratur der letzten Jahre seien besonders genannt: Die beiden biographisch und psychoanalytisch thematisch ausgerichteten Studien von Marcel Moré: *Les très curieux Jules Verne*, 1960, und *Nouvelles explorations de Jules Verne*, 1963; die einzige chronologische Behandlung der Werke von Ghislain de Diesbach: *Le tour de Verne en 80 livres*, 1969; die hauptsächlich sozialpolitisch ideologiekritische Essaysammlung von Jean Chesneaux: *Une lecture politique des Jules Verne*, 1971, und zuletzt das monumentale Buch von Simone Vierende zu den initiatischen Komponenten in Vernes Romanen: *Jules Verne et le roman initiatique*, 1973.



Le *Nautilus* s'enfonçant peu à peu... (Page 823.)

Abb. 1: L'île mystérieuse, S. 822.

Drachenterrüstung und Marsmenschenklicke darzustellen. Der Vulkan der Insel, auf die die Ballonreisenden verschlagen wurden, wird zu einer mit Laserstrahlen bewachten Festung, die Ähnlichkeiten mit einer Kasperlebühne nicht ganz verhehlen kann. Der gealterte, geheimnisvolle Kapitän der Nautilus — bei Verne eine sich bis zum Schluß allen Blicken und allem Wissen entziehende Vatergestalt — erinnert an die Operettenhelden historisierender Kostümfilme. Er bleibt am Ende nicht wie der Vernesche Held in der absoluten Einsamkeit des Alters zurück, sondern muß erst noch durch ein Versehen von einem bösen Piraten tödlich verwundet werden. Auch auf die Sprengung der Nautilus in der unterirdischen Grotte, durch die Nemo den Tod findet, konnte Verne verzichten: das langsame Sinken des Schiffes erhält hier den geheimnisvollen Frieden, der dieses entscheidende Kapitel des Buches charakterisiert. Denn bei Verne übernimmt die Natur selbst das abschließende Zerstörungswerk, indem die Insel durch einen gewaltigen unterirdischen Vulkanausbruch von Grund auf erschüttert und vernichtet wird.

Die Reduktion der Verneschen »Voyage extraordinaires« — und nur um diese soll es hier gehen — auf ein triviales Abenteuerschema ist also mißlich. In den besten Werken des Autors ist das Abenteuer oft weniger eine Form spannender Handlung als eine Möglichkeit der *Erfahrung* und nähert sich damit der ursprünglichen Bedeutung des Wortes »aventure« aus »adventura«, d. h. das dem Helden mit Notwendigkeit widerfahrende Ereignis im Rahmen eines von der Vorsehung gelenkten Schicksals. Ein Parzifal etwa bedarf des Abenteurers zu seiner Legitimation und Bewährung auf dem Weg zu einer höheren Vollen- dung. Er geht dem Abenteuer durch seinen Aufbruch entgegen, ohne es krampfhaft zu suchen; es fällt auf ihn zu und ergreift ihn, der sich ihm handelnd unterwirft. Das zielstrebig-ziellose Irren und Unterwegssein des fahrenden Artusritters ist nicht ohne Parallelen zu den reisenden Entdeckerpersönlichkeiten Jules Vernes, die ebenfalls unter dem besonderen Schutz der Vorsehung stehen. Die Reise wird hier zur Makrometapher eines Entwicklungsweges, der ein Ziel voraussetzt, welches noch nicht entdeckt wurde oder gar als unerreichbar gilt. Vernes große Helden sind zugleich große Narren auf der Suche nach dem Unmöglichen und erinnern auch hierin an die Suche (»quête«) des Toren Parzifal nach dem geheimisvollen und sinnspendenden Gral. Die beiden Pole der Reise sind Ausfahrt und Heimkehr, Aufbruch mit Bewährung und Reintegration. Die Fahrt um die Erde mündet, wie Phileas Fogg in dem Roman *Le tour du monde en 80 jours* zeigt, genau an dem Punkt der weitesten Entfernung in die unmittelbare Nähe der Heimat und liefert so ein Paradigma für die kreisförmige Struktur der Verneschen Reiseromane. Mondrakete, Expeditionsschiff, Ballon, Komet, Unterseeboot: sie alle dienen nur dazu, den Auszug des Ritters in eine märchenhafte Welt unter den bürgerlichen Realbedingungen erneut und radikalisiert zu inszenieren und den vorübergehenden Bruch mit dem Vergangenen und der Heimat zu verdeutlichen.

Die technischen Hilfsmittel katapultieren den Helden in das Reich des Außerordentlichen, das bei Verne nie das eines phantastischen Imaginären, sondern stets das des phantastischen Natürlichsten ist. Daher bedürfen die Reisen der Kategorie der Zeit, um den Prozeß der Ablösung vom Alten und der Anpassung an die Herausforderung bewußt zu machen und so die Periode der Bewährung im Großen wie im Kleinen nachvollziehbar erscheinen zu lassen.

Das Moment der Nachvollziehbarkeit enthält zugleich einen bedeutenden didaktischen Ansatz des Autors. Erst in der episodischen und nur scheinbar zufälligen Langatmigkeit, ja zuweilen buchstäblich Langweiligkeit des sukzessiven Reiseberichts entfaltet sich die zentrale Kategorie der Mobilität und lebensnahen Offenheit, die in paradoxem Gegensatz zu der obsessionellen Fixiertheit auf ein gesetztes Ziel zu stehen scheint. Verne entdeckt hier einen wesentlichen Typus des europäischen Romans gegen die herrschende Zeitströmung des psychologischen Realismus gleichsam neu: den Roman als Suche und Initiation. Die äußere Reise wird zum Abbild eines geistigen Abenteurers, dessen symbolische Bedeutung nicht in der Suche nach dem Ereignis, sondern nach dem Erkennen, d. h. aber: nach der Stille liegt. Reise und Forschung verschmelzen zu einer einzigen Metapher faustischen Strebens, das auch noch die letzten Reste psychologischer Problematik abstreift, um sich ganz dem Objekt Natur zuzuwenden. Verne verwirklicht den initiatischen Roman, ohne das Schema des bürgerlichen Entwicklungsromans mehr als in Ansätzen zu benutzen, und eliminiert so auch die gesamte innerdramatische Apparatur des realistischen Romans. Nicht hier, sondern bei Dichtern wie Novalis, Poe, Baudelaire und Mallarmé müssen wir nach Analogien suchen. Die Wendung nach außen mutet an wie die Extrapolation des berühmten Baudelaire-Verses:

Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe? Au fond de l'Inconnu pour trouver du nouveau!

Nicht zufällig beschließen diese Zeilen den Zyklus *Le Voyage* aus den *Fleurs du Mal*.

Unbeugsamer Wille und Wissensdrang bezeichnen die aktive Seite der Verne'schen Helden, deren Begabung — mit den Worten von Hans Christoph Buch — darin besteht, »die Rätsel, welche die Natur (. . .) ihnen vorlegt, richtig zu deuten, sie von Manifestationen des Wunderbaren zu menschlich verstehbaren Vorgängen, Wirkungen berechenbarer Gesetze zu machen« (in: Der Monat 20, 1968, S. 73 f.). Nicht der Mensch, sondern die Natur steht im Zentrum der Abenteuer. Sie ist offen und verschlossen zugleich, ein riesiges Kryptogramm, das zu entziffern der Held wohl versucht, dessen letzter Sinn sich ihm aber dennoch immer wieder zu entziehen scheint. Man hat richtig bemerkt, daß die fernen Orte und Szenen menschlichen Triumphes bei Verne häufig am Ende vernichtet werden oder verschwinden, auf jeden Fall eine Verifikation unmöglich machen. Dies ist mehr als nur pragmatische Vorsicht eines extravaganten

Autors. Die Natur selbst nimmt hier das teilweise enthüllte Geheimnis wieder zurück und verleiht dem Geschehenen dadurch den Charakter einer jeweils notwendigen Einmaligkeit, die jede Nachahmung ausschließt. Eisdurchgänge schließen sich für immer hinter den Heimkehrenden, Vorratslager sind nicht mehr auffindbar, die unbekannte Insel versinkt im Meer und mit ihr die Nautilus, der Komet Gallia in *Hector Servadac* verläßt endgültig unser Sternensystem, während die Zeugen der interplanetarischen Reise mit einem traumähnlichen Gefühl des Unwirklichen zurückbleiben — »histoire d'une hypothèse«!

Ce n'est peut-être pas vrai, tout de même! disait Ben-Zouf. — Mordieux!
je finirai par le croire! répondit le capitaine Servadac.

Was auf 500 Seiten mit aller wissenschaftlichen Akribie beleuchtet und erklärt worden ist, zerfließt nachträglich zu einem »pays des chimères«.

All dies hindert freilich Verne nicht daran, seine Abenteuer quasi als Berichte wiederzugeben und sie in den Raster voller Rationalität und Präzision einzuspannen. Kein naturwissenschaftliches oder mathematisches Detail, keine Berechnung, die nicht theoretisch nachprüfbar und nachvollziehbar wäre, und sei es auch um den Preis höchster Langeweile. Nein, Jules Verne ist entschieden nicht immer spannend. Aber im Zeitalter imperialistischer Machtpolitik und globaler kolonialer Machtergreifung mit geradezu neurotischen Zügen gestalten diese Reiseromane eine Art mythisches und zugleich idealisiertes Analogon für den gewaltigen Anspruch auf Vermessung und Sichtung der Welt, ohne daß die Romanhelden ihren — oftmals durch symbolische Namensgebung unterstrichenen — Herrschaftsanspruch mehr als abstrakt zu behaupten suchten oder vermöchten. Der Besitz bleibt geistig, ideell und spiegelt damit zugleich die herrschende Ideologie einer zweckfreien Wissenschaft um ihrer selbst willen. *Les aventures du capitaine Hatteras* bildet ein beredtes Beispiel für die Tendenz, den kolonialen Zwist im Kleinen als Rivalität der nationalistischen Expeditionsteilnehmer austragen zu lassen, um ihn schließlich im Augenblick größter Gefahr und Desorientierung um des gemeinsamen menschlichen Zieles willen zu überwinden. In diesem Mikrokosmos der Wissenschaft, den jede Reisegruppe darstellt, bleibt die Frau von der initiatischen Erfahrung ausgeschlossen, deren Ziel das Wissen ist. Zum ersten Mal wird hier jenes selbstlose Gefühl männlicher Fraternität thematisch, das auf die Revolutionsmythen des 20. Jahrhunderts vorausdeutet. Der Verzicht auf Bereicherung, die Rückkehr von der großen Reise nicht als Gewinner, sondern äußerlich sogar als partieller Verlierer, gehört zum fundamentalen Ethos der Verneschen Reise. »Ballast abwerfen« ist das Stichwort der großen Ballon-Expedition in dem frühen Werk *Cinq semaines en ballon*, denn: »Nous ne sommes pas venus ici pour chercher la fortune, et nous ne devons pas la rapporter.« Und damit wird hier das gefundene Gold nach und nach über Bord geworfen. Der Weg der meisten Fahrten und Expeditionen ist der einer wach-

senden Verengung, Verarmung und Entblößung, die wie in den alten Initiationsmythen notwendige Voraussetzung für das schöpferische und befreiende Abenteuer der Erkenntnis und Selbstgewinnung ist.

Die Schwierigkeit des Weges steht in direktem Verhältnis zur Größe des Ziels, das virtuell unendlich ist und daher immer nur eine prekäre und singuläre Erfüllung zuläßt. Die Welt Jules Vernes ist die eines ununterbrochenen Aufbruchs. Der Lieblingssatz des Kapitäns Hatteras »En route« wird so zum Motto eines Großteils des Gesamtwerkes. Die Unendlichkeit der realen Welt und damit – zum ersten Mal in der Literatur der Epoche – der Reichtum und das Geheimnis der Erde, ja des Universums, werden zum eigentlichen Thema des Romans. Die Breite und Genauigkeit der Fakten erschafft so erst jene epische Totalität, die die Romanautoren des 19. Jahrhunderts auf verschiedene Weise charakterisiert. Die unermüdliche Einbeziehung aller bekannten und unbekannt Landstriche, Erdteile, Meere und Himmelsräume verleiht dem Werk den Anstrich einer gewaltigen geographischen Epopöe, deren einzelne Teile wie die episodischen Gesänge einer neuen Odyssee auf der Suche nach der Ganzheit des Lebens wirken. In der schieren Fülle des Details wächst der Vernesche Roman zu einem stetig weiter ausholenden Versuch heran, das Ethos des wissenschaftlichen Aufbruchs seit etwa 1850 künstlerisch adäquat zu vermitteln und sinnfällig zu machen. Man denkt unwillkürlich an Rabelais. Wie der junge Pantagruel, dessen Lern- und Wanderjahre in der langen und abenteuerreichen Seefahrt zum Orakel der »Dive Bouteille« gipfelt, erscheint der Held oder begleitende Wissenschaftler bei Verne als ein »abîme de science«. Handeln ist hier Vorbedingung des Erkennens, Wissen Vorbedingung des Handelns. Meist erst ganz am Ende schlägt die reine Quantität der sukzessiven Annäherungsversuche in die Qualität der Erkennens und Schauens um. Der enumerative, wie in einer unendlichen Einleitung verharrende Charakter dieses Romantypus erzeugt eine eigene Art ungeduldiger Spannung, die nur wenig mit dramatischer Akzeleration zu tun hat und sich bewußt von dem Romanschema Balzacscher Prägung entfernt.

Abenteuer heißt hier: tastendes Suchen und Wegräumen von Hindernissen, die das schauende Begreifen verzögern. Der Professor Aronnax in *Vingt mille lieues* ist nur noch Beobachter einer gewaltigen Fülle sich steigernder Naturerscheinungen, deren Anblick einen Raum des Schweigens schafft. Die Augenblicke der Stille sind die eigentlichen Höhepunkt der Reise, die ohne echte Klimax unentschieden ausläuft. In rhythmisierendem Kontrapunkt durchzieht das Leitmotiv des Staunens und der Betrachtung den auf diversen Episoden basierenden Handlungsstrang, den es zugleich vertieft und neutralisiert.

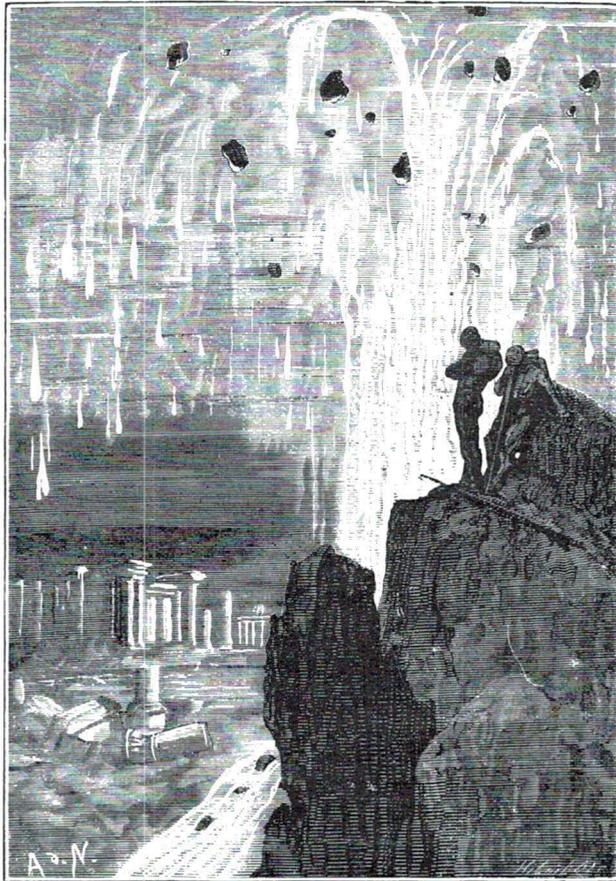
Et maintenant, comment pourrais-je retracer les impressions que m' a laissées cette promenade sous les eaux? Les mots sont impuissants à racon-

ter de telles merveilles! Quand le pinceau lui-même est inhabile à rendre les effets particuliers à l'élément liquide, comment la plume saurait-elle les reproduire?

Für den Kapitän Nemo ist der Ozean Quell unerschöpflicher Wunder, die durch die Wissenschaft nichts von ihrem Geheimnis verlieren, ist er doch eine Art lebendiges Wesen, ein »étrange personnage«. Aronnax und seine in die Nautilus verschlagenen Gefährten sind daher »appelés non seulement à contempler les oeuvres du Créateur au milieu de l'élément liquide, mais encore à pénétrer les plus redoutables mystères de l'Océan«. Das geheime Zentrum des Romans bilden nicht die letzten, handlungsstarken Kapitel, die das Rammen des englischen Kriegsschiffs und die Flucht der drei Gefangenen von Bord der Nautilus behandeln, sondern Kapitel 8 und 9 des zweiten Buches, wo sich an den Besuch der Bucht von Vigo mit ihrem versunkenen spanischen Goldschatz die gemeinsame Exkursion des Kapitäns und des Professors an die Stätte des sagenumwobenen Atlantis anschließt. Der Mythos tritt an die Stelle der Naturwissenschaft, das Schauen des Geheimnisses ersetzt Geschehen. Die beiden Männer gelangen in eine gigantische Unterwasserwelt, in der riesenhafte Seetiere den Zugang zu der versunkenen Stadt verwehren:

Des milliers de points lumineux brillaient au milieu des ténèbres. C'étaient les yeux de crustacés gigantesques, tapis dans leur tanière, des homards géants se redressant comme des hallebardiers et remuant leurs pattes avec un cliquetis de ferraille, des crabes titanesques, braqués comme des canons sur leurs affûts, et des poulpes effroyables entrelaçant leurs tentacules comme une broussaille vivante de serpents.

Die Protagonisten durchschreiten die Barriere, die sie von dem »secret«, dem Geheimnis einer anderen Welt noch trennt. Nemo übernimmt dabei den Part des drachentötenden Psychopompos und Mystagogen. Von einer erhöhten Stelle aus überblicken sie eine sich öffnende märchenhafte Ruinenkulisse, die von dem glühenden Auswurf eines Unterwasservulkans unwirklich erleuchtet wird. Hier verschwistern sich also Natur und Kultur, Geschichte und Mythos, Erdoberfläche und submarine Landschaft, Gegenwart und Vergangenheit, Feuer und Wasser. Wie in den initiatorischen Riten und in der Alchemie offenbart sich das Geheimnis erst in der Verschmelzung der Gegensätze, die nicht Kampf, sondern Stille bedeutet. Daher verwehrt der Kapitän auch seinem Begleiter das Sprechen und Fragen, um selbst mit einer großen Geste das Zauberwort *Atlantis* in den Fels zu ritzen, das die Fülle der Zeit und mit ihr die Epoche vor dem Einsetzen von Geschichte heraufbeschwört. Der Beschauer sieht sich über die Skelette von Fabeltieren aus uralten Zeiten gehen, und vor seinem inneren Auge erstehen riesige vorsintflutliche Städte, die von einer Rasse von Riesen bevölkert waren. Sehen wird zum Träumen, das den Träu-



Là, sous mes yeux, apparaissait une ville détruite.
(Page 420.)

Abb. 2: Vingt mille lieues sous les mers, S. 421.

menden selbst dem Angeschauten anverwandelt und in ekstatischer Haltung gleichsam versteinern läßt:

... le capitaine Nemo, accoudé sur une stèle moussue, demeurait immobile et comme pétrifié dans une muette extase. Songeait-il à ces générations disparues et leur demandait-il le secret de la destinée humaine? Était-ce à cette place que cet homme étrange venait se retremper dans les souvenirs de l'histoire, et revivre de cette vie antique, lui qui ne voulait pas de la vie moderne?

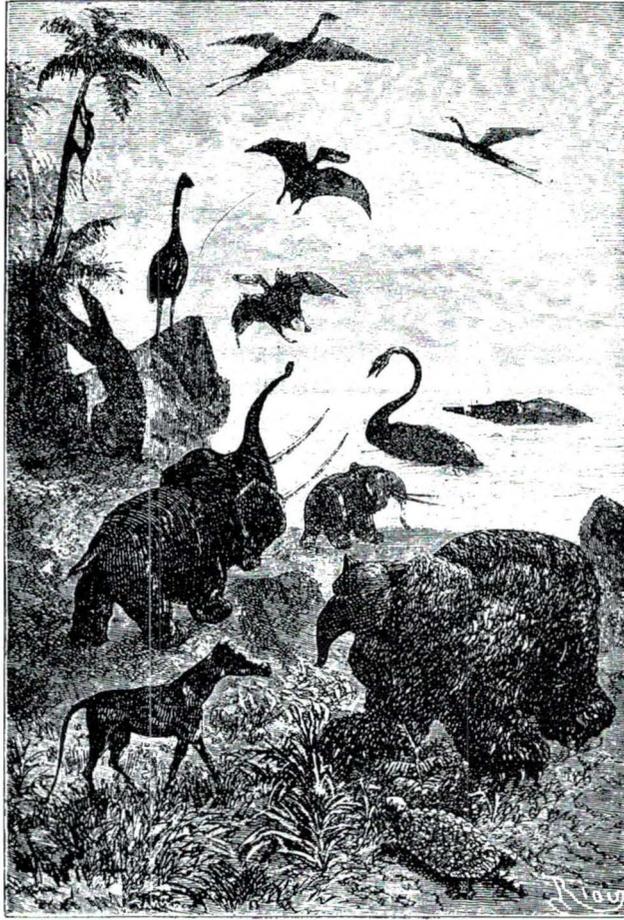
So mündet zuletzt Geographie in Geschichte, Biologie in räumliche und zeitliche Tiefe, die den Sinn des Lebens zu bergen scheint und in deren Betrachtung eine Erkenntnis aufscheint, die stumm bleibt und jenseits des schieren Wissens verharrt. In der leitmotivischen Wiederkehr des Urzeitenmotivs im

Werke Jules Vernes offenbart sich das Bedürfnis der technisch-wissenschaftlichen zweiten Jahrhunderthälfte nach rückblickender Legitimation der eigenen Herkunft und nach Vergewisserung um den Lebenssinn, der sich nach langer progressiver Suche unversehens geschichtlich und zugleich mythisch, d. h. widersprüchlich, vermittelt erweist. Die Persistenz der archäologischen Obsession seit der späten Romantik, die bekanntlich die heutige Archäologie begründen half, gehört mit dem verwandten Komplex der Tiefe, etwa in den Motiven von Höhle, Grotte oder Bergwerk, zu den epochalen Kollektivstrukturen der bürgerlichen Epoche, deren Sehnsucht nach retrospektiver mütterlicher Geborgenheit wenigstens zum Teil als Antwort auf die immer rascher fortschreitende Entfremdung durch die Folgen der technischen Zivilisation zu verstehen ist. Der Zugang zur Tiefe beinhaltet so offensichtlich auch eine partielle Absage an die Gegenwart, die Rückkehr zu einem anderen Leben, dessen Naturunmittelbarkeit symbolisch die moderne Entfremdung aufzuheben vermag. Die Reise mündet in den Bereich des Ganz-Anderen.

Die großen Verneschen Helden versuchen alle, in ihrer »Narrheit« das wahre Wissen zu finden, und so die Dialektik der sich selbst verlierenden Selbstfindung real in das Thema der Reise zu projizieren. Angezogen von den »rêveries de l'impossible«, scheinen sie sich im Grenzbereich ins Unwirkliche aufzulösen.

Während der Kapitän in dem 1864 erschienenen Roman *Les aventures du capitaine Hatteras* am Ende nur mit Mühe daran gehindert werden kann, sich in den Schlund des nordpolaren Vulkans zu stürzen, um den absoluten Pol zu erreichen, bietet *Voyage au centre de la terre*, das noch im selben Jahr herauskam, gleichsam die Fortführung dieses Vorhabens in der durch einen isländischen Vulkantrichter begonnenen unterirdischen Reise Axels und seines Onkels Lidenbrok. Die Handlung ist hier deutlich als Übertragung des labyrinthischen Wegs nach innen gestaltet; die »attraction de l'abîme« bleibt doppeldeutig. Axel findet denn auch getreu dem archetypischen Muster prompt jenen mythischen Ariadnefaden in Gestalt eines Rinnsals, das ihn scheinbar vorwärts, in Wahrheit aber rückwärts in die Urzeit und zum mütterlichen unterirdischen Meer führen wird: »j'ai un moyen sûr de ne pas m'égarer, un fil pour me guider dans ce labyrinthe, et qui ne saurait casser, mon fidèle ruisseau.« Erst nach Verirrung und Ohnmacht, also nach dem Verlust des alten Ich und dem metaphorischen Durchgang durch den Tod wird Axel das initiatische Erlebnis zuteil. Der Vergangenheitsbericht weicht jetzt vorübergehend der reinen Gegenwart von Tagebucheintragungen, die den urzeitlichen Wachtraum des Helden festhalten. In immer größerer Kühnheit umschreiben seine Visionen die Menschen-, Tier- und Erdgeschichte:

Tout ce monde fossile renaît dans mon imagination. Je me reporte aux époques bibliques de la création, bien avant la naissance de



Le rêve d'Axel (p. 259).

Abb. 3: Voyage au centre de la terre, S. 260.

l'homme. (...) Mon rêve alors devance l'apparition des êtres animés. Les mammifères disparaissent, puis les oiseaux, puis les reptiles de l'époque secondaire, et enfin les poissons, les crustacés, les mollusques, les articulés. Les zoophytes de la période de transition retournent au néant à leur tour. *Toute la vie de la terre se résume en moi, et mon coeur est seul à battre dans ce monde dépeuplé.* Il n'y a plus de saisons; il n'y a plus de climats; la chaleur propre du globe s'accroît sans cesse et neutralise celle de l'astre radieux. La végétation s'exagère. Je passe comme une ombre au milieu des fougères arborescentes, foulant de mon pas incertain les marnes irisées et les grès bigarrés du sol; je m'appuie au tronc des conifères immenses; je me couche à l'ombre des Sphenophylles, des Asterophylles et des Lycopodes hauts de cent pieds. (Hervorhebung von mir).

Die Allmächtsphantasie Axels übertrifft zumindest bildlich noch den Anspruch des Kapitän Nemo und vernichtet an der Grenze auch die eigene

Identität: »Mon corps se subtilise, se sublime à son tour et se mélange comme un atome impondérables à ces immenses vapeurs qui tracent dans l'infini leur orbite enflammée.« Auflösung und Erlösung werden identisch.

Unmerklich also füllt sich die zunächst rein geographische Epopöe mit zeitlicher Tiefendimension, die die anfängliche Progression aufhebt und die örtliche Genauigkeit im Nirgendwo eines ekstatischen Ortes verschwimmen läßt. Erd- und entstehungsgechichtliche Erklärungen, ausführliche Erwähnungen und Zitate alter Autoren, der Bezug auf frühere reale oder imaginäre Reiseberichte, ja sogar prophetische Vorschau auf die möglichen Veränderungen der Erdoberfläche verleihen dem individuellen Abenteuer eine ungeheure Weite, durch die das Besondere ins Allgemeine zurückgenommen wird. Die Augenblicke des Innehaltens und das äußere Ziel müssen nicht zusammenfallen. Axel erlebt seine Vision in dem irrealen Licht des riesigen und schweigenden Meeres im Innern der Erde. Die Mannschaft des Kapitäns Hatteras erreicht in der Nähe des Pols jenes dem Autor besonders am Herzen gelegene, mythische freie Meer, das den Raum eines vorgeschichtlichen paradiesischen Schweigens eröffnet und bei der wirklichen Annäherung an das Ziel in Sturm und Grauen vergeht. »La mer libre« jenseits der Eismauer des Nordens vereinigt in seinem irisierenden Glanz Tag und Nacht, Feuer und Wasser. Zahllose Fische tummeln sich in den durchsichtigen Wogen, die eine Atmosphäre übernatürlicher Reinheit entstehen lassen. Das Boot gleitet in einem »centre lumineux«, über das sich alsbald tiefe Stille breitet.

Les oiseaux, les poissons, les cétacés disparaurent. Ou? Au plus profond du ciel — Au plus profond de la mer? Qui le eût pu dire? Mais à leurs cris, à leurs sifflements, au frémissement des vagues agitées par la respiration des monstres marins, succéda bientôt la silencieuse immobilité; les flots s'endormirent dans une insensible ondulation, et la nuit reprit sa paisible influence sous les regards étincelants du soleil.

Und am nächsten Morgen:

Le brouillard, sans se lever, s'était fait étrangement lumineux. (...) La chaloupe naviguait dans une zone de lumière électrique, un immense feu Saint-Elme resplendissait, mais sans chaleur. Le mât, la voile, les agrès se dessinaient en noir sur le fond phosphorescent du ciel avec une incomparable netteté; les navigateurs demeuraient plongé dans un bain de rayons transparents, et leurs figures se coloraient de reflets enflammés.

Der Mensch wird zurückgenommen in die Natur, um als staunender Betrachter an ihrem Ursprung zu partizipieren. In einem prekären Augenblick der Entrückung gelingt gerade durch die von Verne eingesetzten technischen Mittel und deren Antizipation die in einem futurisch unbestimmbaren Ort angesiedelte Versöhnung der Gegensätze. Das »merveilleux scientifique« wird so

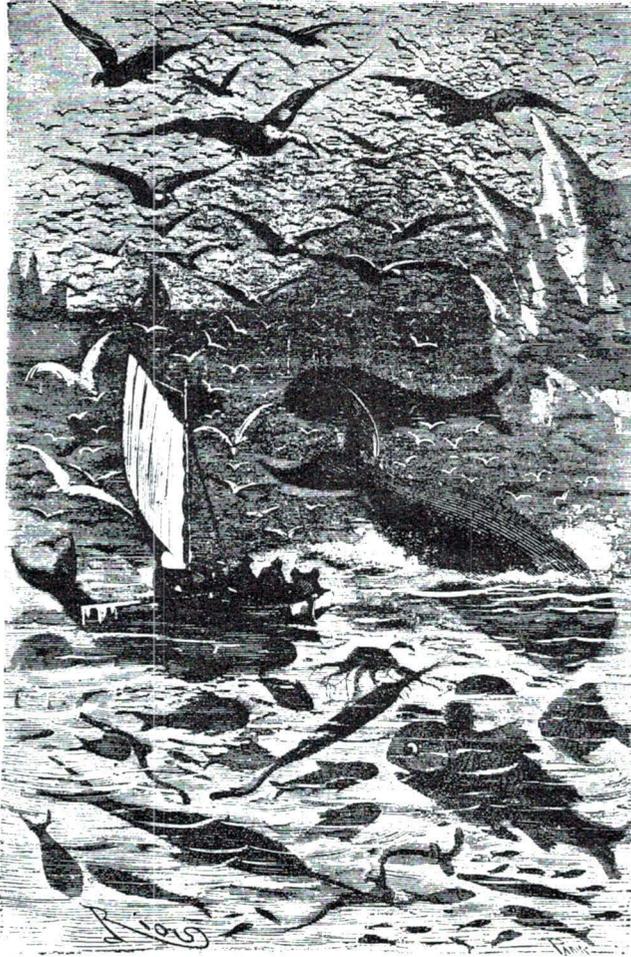
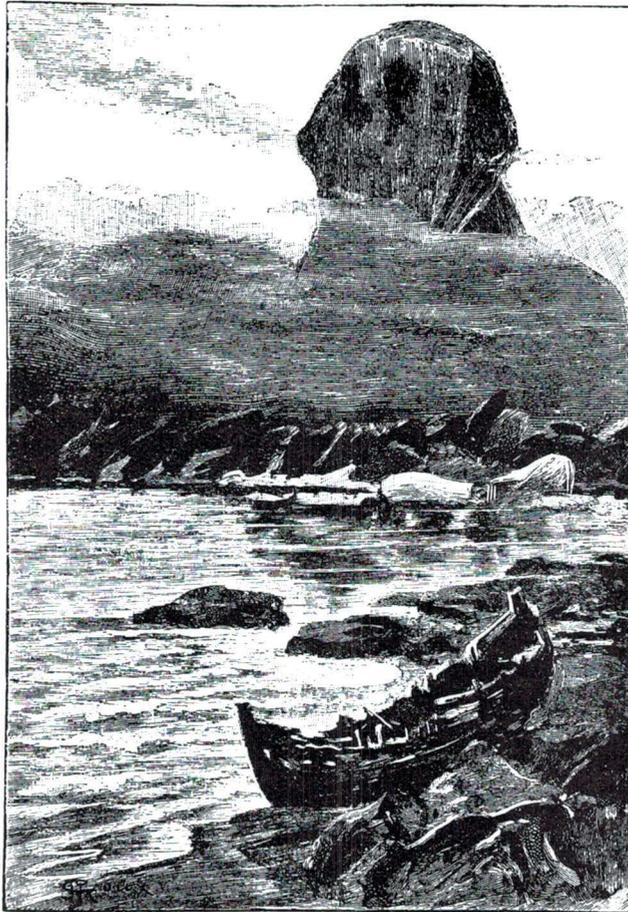


Abb. 4: Les aventures du capitaine Hatteras, S. 555.

gesehen zum Äquivalent des »merveilleux naturel«, dessen Umkreis es erschließen hilft. Die Technik fungiert noch als Werkzeug des Heils und der Selbstgewinnung in einer Welt der gütigen und gerechten Vorsehung, die das Maß der Veränderung in der aktuellen Science Fiction elektronischen Zuschnitts bezeichnet. Erst in den späten Romanen Vernes wird sich dieses überwiegend positive Bild deutlich verdüstern und von den Möglichkeiten eines dämonischen Mißbrauchs technischer Macht überlagert werden. Hier jedoch ist das Wunder nicht destruktiv, sondern mittelbar humanisierend. Wie der nächtliche Sternenhimmel in *Hector Servadac* birgt die Stille das unendliche Geheimnis eines Lebens, dessen partielle Erschließung bereits sinnstiftend wirken soll. Denn das eigentlich Letzte, das Zentrum selbst wird nie erreicht oder wenn doch, dann in der Form einer nicht länger belangvollen Einzelheit wie im Falle der Nilquellen in *Cinq Semaines en ballon*. Axels Reise



Le canot gisait à cette place. (Page 480).

Abb. 5: Le Sphinx des glaces, S. 477.

zum Mittelpunkt der Erde führt ihn nur bis zu einer Art Vorhölle, Hatteras kann den polaren Vulkan nicht ergründen und verliert dabei den Verstand, die Mondrakete in *Voyage autour de la lune* umkreist den Mond lediglich, und der Komet Gallia kann sich dem »monde merveilleux« des Planeten Jupiter bloß nähern. Das tatsächliche Erreichen des Punktes, in dem alle Gegensätze sich vereinen, wäre — dies wird immer wieder deutlich — gleichbedeutend mit dem Tod. Das Geheimnis kann im Grunde nur dann sinnstiftend wirken, wenn es als solches in einem Zwischenbereich erhalten bleibt. Der Roman *L'île mystérieuse* macht das erst allmählich entschleierte Geheimnis zu seinem Strukturprinzip. Die Erscheinung Nemos in der unterirdischen Meereshöhle nimmt die Züge eines traumähnlichen Erlebnisses an und wird zur metaphorischen Begegnung mit dem »Vater« und der Vergangenheit. »Quant à cette caverne que les colons exploraient alors, s'étendait-elle donc jusqu'au centre de

l'île?« Diese Frage nach dem Mittelpunkt bleibt offen. Hier wie an anderen Stellen verhindert die nachträgliche faktische Erläuterung keineswegs vollständig den magisch-irrealen Eindruck jener Augenblicke der Faszination. Die von Poes Roman *The Adventures of Arthur Gordon Pym* inspirierte Fortsetzung mit dem beziehungsreichen Titel *Le Sphinx des glaces* von 1897 bringt so wohl eine deutliche Erklärung für das sphinxähnliche Massiv der südpolaren Eisregion, entreißt das Phänomen aber doch nicht ganz jener Aura des Unbegreiflichen, das sich jeder Fragestellung entzieht:

Le monstre grandissait à mesure que nous en approchions, *sans rien perdre de ses formes mythologiques*. Je ne saurais peindre l'effet qu'il produisait, isolé à la surface de cette immense plaine. *Il y a de ces impressions que ni la plume ni la parole ne peuvent rendre*. . . . Et — ce ne devait être qu'une illusion de nos sens — il semblait que nous fussions attirés vers lui par la force de son attraction magnétique. (Hervorhebung von mir)

Daß das Geheimnis trotz relativer Auflösung als solches erhalten bleibt, daß sich der Kern dem Zugriff entzieht und die Handlung des Verneschen Romans in einer Region der Unschärfe verblaßt, öffnet das Werk einer künstlerischen Vieldeutigkeit, die es vor dem Absinken in die pädagogische Trivialität bewahrt und es bei allen qualitativen Unterschieden näher zu einem Henry James und seiner Handhabung des literarischen Geheimnisses rückt als zu dem etwa in den gleichen Jahren entstehenden Detektivroman. Die Eissphinx resümiert in gewisser Weise den Sinn des Verneschen Abenteuers. Sie ist pure Faszination eines sich nach langen, verlustreichen Irrfahrten entschlüsselnden Geheimnisses, das dennoch unerreichbar bleibt, Indiz für ein ungelöstes und unlösbares Problem, den niemals vollendeten und vollendbaren Weg zurück in den Ursprung und den Sinn. Anders als im Ödipusmythos wird die Sphinx durch die oberflächliche naturwissenschaftliche Lösung ihres Rätsels als Magnetberg nicht gestürzt, um dem Helden die Bahn freizugeben für die Übernahme der väterlichen Herrschaft und die Vereinigung mit der Mutter. Held und Faszinosum verharren vielmehr in potentiell unendlicher Konfrontation, die den durchgehenden Optimismus der meisten Romane in subtiler Weise berichtigt und einschränkt. Der Held kehrt mit leeren Händen heim in einen Bereich des Wirklichen, der keine Vermittlung mit dem des Außerordentlichen und Unmöglichen mehr gestattet. Der Kreis der Romanstruktur erweist sich als die Figur eines Sieges ohne Sieger und eines erreichten Zieles, das kaum eine Rückwirkung auf die Ausgangsposition zuläßt. Die beiden Pole bleiben sich gegenseitig fremd; der getane Schritt auf das Geheimnis hin wird am Ende gewöhnlich zurückgenommen in bürgerliche Belanglosigkeit. Insofern scheint das Werk Jules Vernes auch ein Gradmesser der zeitgenössischen Problematik und ihres zentralen Widerspruchs zwischen der wachsenden Enge bürgerlicher Integrationszwänge und der obsessionellen Sehnsucht nach Weite

und Abenteuer. Nur in diesem Bereich des Draußen im Gegensatz zum Drinnen ist aber Sinnsuche überhaupt noch möglich.

Das Vernesche Abenteuer ist weniger existentiell (wie etwa später bei Malraux) als vielmehr anthropologisch und sozial fundiert. Seine Nähe zum Mythos spiegelt eine kollektive Problematik. Es ist die Grundlage einer Initiationsbewegung, die Entwurzelung, Fremdheit und Erkennen anstrebt und damit dem heimatlichen Leben diametral entgegengesetzt ist. Auf dem Hintergrund dieses Antagonismus jedoch erweist sich die Initiation nachträglich als sinnlos und mündet in die Trivialität. M. a. W. der Vernesche Roman zeigt die Tendenz, sich am Schluß selbst zu desavouieren. Kaum ein Werk endet daher wirklich überzeugend. Die aufdringliche Künstlichkeit des Happy Ends entlarvt sich selbst als Versuch, die erfahrene Problematik in einem Märchenschluß zu verharmlosen, falls es der Erzähler nicht gleich vorzieht, die Personen das gelebte Experiment ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit unter bürgerlichen Sicherungen wiederholen zu lassen. So gründen die Protagonisten von *L'île mystérieuse* einfach zu Hause eine neue Kolonie, die »wie eine Insel auf festem Land« alle wie zuvor in Glück und Hilfsbereitschaft vereint. Die wirkliche Rückkehr ins Leben bleibt aus. Die Helden Vernes erreichen die Heimat oder den Ausgangspunkt mit rückwärts gewandtem Blick auf das Geheimnis einer Welt, die ihnen im gleichen Augenblick entgleitet wie Eurydike vor dem rückwärts gerichteten Blick des Orpheus. Nur ein einziger Held innerhalb des von Verne geschaffenen Universums hat denn die Konsequenz, diesem unheilvollen, weil sinnvernichtenden Zirkel zu entgehen: der Kapitän Nemo kennt kein Ziel mehr, denn auf den Tiefen der Weltmeere umkreist er unaufhörlich die Erde und perpetuiert damit die eingangs erwähnte Kreisfigur in *Le tour du monde*. Für diesen positiven Nachfahren des Ewigen Juden ermöglicht das Verharren in der Fremde höchste Annäherung an den Sinn, der sich nirgends so machtvoll offenbart wie in der schieren Unendlichkeit der Ozeane. Mit den Worten Nemos:

Oui! je l'aime! la mer est tout! Elle couvre les sept dixièmes du globe terrestre. Son souffle est pur et sain. C'est l'immense désert où l'homme n'est jamais seul, car il sent frémir la vie à ses côtés. La mer n'est que le véhicule d'une surnaturelle et prodigieuse existence; elle n'est que mouvement et amour; c'est l'infini vivant (. . .). C'est par la mer que le globe a pour ainsi dire commencé, et qui sait s'il ne finira pas par elle! Là est la suprême tranquillité (. . .). Là seulement est l'indépendance! Là je ne reconnais pas de maître! Là je suis libre!

Das Meer ist Sinnbild jener runden Unendlichkeit, in der sich die Extreme versöhnen: Weite und Geborgenheit, Entfernung und Nähe, Bewegung und Ruhe, Anfang und Ende, Vergangenheit und Zukunft. Es ist das Medium quasi göttlicher Vollkommenheit und Freiheit, Inbegriff einer bürgerlich säkularisierten

Transzendenz und Zusammenfassung aller Kräfte und Geheimnisse der Natur, die hier ihren Anfang nimmt. Verne begründet damit einen neuen Mythos, der — zusammen mit anderen Quellen — entscheidend auf die Leitbilder und Trivialmythen des 20. Jahrhunderts eingewirkt hat. Noch der folgende Vers aus einem Chanson von Georges Moustaki vereinigt die Schlüsselvorstellungen des vielleicht bedeutendsten Romans von Jules Verne:

La mer m'a donné une carte du monde
Mystérieuse et ronde comme un galet.

Wünsche an die Redaktion

(Ms). In Ausgabe 2/1973 hatte die Redaktion die Leser gebeten, Kritik und Wünsche zu den Gießener Universitätsblättern in einem Fragebogen zu äußern. Allen, die sich die Mühe machten und uns ihr Urteil und ihre Anregungen schrieben, sei an dieser Stelle gedankt.

Von den über 700 Mitgliedern der Hochschulgesellschaft kam freilich nur ein schwaches, dafür aber überwiegend positives Echo zurück. Wenngleich die 13 Zuschriften nicht repräsentativ sein können, so sind doch schon einige Tendenzen zu erkennen. Die Leser scheinen eine etwa gleich starke Neigung für verschiedene Themenkreise zu haben; jeweils 10 bis 12 der 13 Mitglieder, die uns antworteten, zeigten sich stark oder etwas interessiert an Informationen über Hochschulpolitik, Fragen von Forschung und Studium, Probleme der Forschung, Universitätsstruktur, Hochschulplanung, die Gießener Hochschulgesellschaft, Universitätsgeschichte und die Entwicklung einzelner Institute.

12 Leser meinten, das Heft sei überwiegend klar und verständlich geschrieben, 11 bezeichneten das Themenangebot als ausgewogen und die Länge der Beiträge als richtig.

Entgegen allen statistischen Erwartungen kamen aus Gießen nur 4 Fragebogen zurück, während aus anderen Städten der Bundesrepublik immerhin 8 Antworten eintrafen und uns aus Edmonton in Kanada die Zuschrift eines Agrarwissenschaftlers erreichte. Aus dem Kreis der weiblichen Mitglieder der Hochschulgesellschaft, die 6 Prozent der Gesamtzahl ausmachen, trafen 2 Antworten ein. In beiden sind Vorschläge für künftige Beiträge in den Gießener Universitätsblättern enthalten. Die Frage, »ob heutige Studenten noch aus ernstlichem Wissensdrang studieren oder nur deshalb, weil das Studium Vorbedingung für eine spätere Anstellung ist«, dürfte ebenso interessant sein wie das Thema »Frauenstudium an der Universität Gießen — geschichtlicher Überblick und derzeitiger Stand.« Andere thematische Anregungen waren:

- Lebensläufe bedeutender Männer, die an der Ludoviciana gelehrt haben und
- Hochschulentwicklungsplan und Verwaltungswirklichkeit.

Der Leserwunsch, das Thema »Universität und Gesellschaft« zu behandeln, wurde in diesem Heft bereits berücksichtigt. Die Redaktion würde es begrüßen, wenn der Dialog mit dem Leser eine Fortsetzung fände und Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft weitere Vorschläge machten, die die inhaltliche Gestaltung der Universitätsblätter betreffen.

Buchbesprechung

Hans F. Zacher

Hochschulrecht und Verfassung

Stellungnahmen zu dem beim Bundesverfassungsgericht anhängigen Verfassungsbeschwerden gegen Hochschulgesetze.

Verlag Otto Schwartz und Co., Göttingen 1973, 115 Seiten.

Es gibt nur wenig Urteile des Bundesverfassungsgerichts, die in ähnlicher Weise wie das Urteil vom 29. 5. 1973 zum Vorschaltgesetz für ein niedersächsisches Gesamthochschulgesetz bestimmend für die Regelung eines Lebensbereiches geworden sind. Die Bandbreite der Paritätendiskussionen – so stand auch für den hessischen Bereich eine weitere Reduzierung der Hochschullehrerverantwortung durch für sie ungünstigere Paritätenregelungen vor Ergehen des Urteils zur Diskussion – hat sich seitdem beträchtlich reduziert. Im Hinblick auf die große Bedeutung des Urteils sind Materialien, die der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts voraufgegangen sind, weiterhin von Interesse. In der angezeigten Schrift werden die von Hans F. Zacher, Professor für Öffentliches Recht in München, im Auftrage des Hochschulverbandes vor dem Bundesverfassungsgericht zu den verschiedenen Verfassungsbeschwerden gegen neuere Hochschulgesetze abgegebenen Stellungnahmen zusammengefaßt herausgebracht.

Zachers Position läßt sich im wesentlichen dahin beschreiben: Art. 5 Abs. 3 Grundgesetz verbiete Fremdbestimmung der Hochschullehrer in Forschung und Lehre durch andere Gruppen. Dieses Verbot erstreckte sich auf die gesamte Wissenschaftsverwaltung. Kollegialorgane dürften primär nur koordinieren und nur ausnahmsweise Konflikte entscheiden. Aus der wissenschaftlichen Qualifikation, aber auch aus dem durch Qualifikation, Aufgabe und Verantwortung gerechtfertigten demokratischen Mandat der beamteten Hochschullehrer folge, daß grundsätzlich nur diese zu solchen Kollegialentscheidungen berufen seien.

Damit werden nicht alle anderen Gruppen von der Mitbestimmung ausgeschlossen. Die Hochschullehrer müßten aber grundsätzlich in allen akademischen Gremien eine »verlässliche Mehrheit« haben. Zacher versteht darunter mindestens 60 v. H. der Stimmen. Bestimmte Entscheidungen, insbesondere über die Berufung von Hochschullehrern, seien ihnen alleine vorbehalten.

Zacher geht davon aus, daß, wenn dem Mehrheitserfordernis nicht Rechnung getragen werde, unabhängig vom Problem der Fremdbestimmung eine »soziale Grundrechtsgefährdung« vorliege. Der Gesetzgeber müsse verhindern, daß die tatsächliche Entwicklung der verfassungsgeschützten Positionen schleichend ausgehöhlt werden. Die Hochschulgesetzgebung müsse solche verfassungsschädlichen Prozesse abwehren.

Das Bundesverfassungsgericht ist in seiner Entscheidung Zacher, wie bekannt, nur insoweit gefolgt, als es mehrheitlich die Auffassung vertreten hat, Hochschullehrer müßten in den Entscheidungsgremien für Angelegenheiten der Lehre mindestens die Hälfte der Stimmen, für Angelegenheiten der Forschung und der Berufung von Hochschullehrern die Mehrheit der Stimmen innehaben. Weitergehende Aussagen aus der Verfassung zu entnehmen erschiene auch unter dem Gesichtspunkt der Funktionsverteilung im Staat (Gesetzgebung einerseits, Rechtssprechung andererseits) bedenklich. Abgelehnt hat es das Bundesverfassungsgericht, aus der Rechtswirklichkeit Folgen für eine angebliche Rechtswidrigkeit zu ziehen. Ein Blick in die Hochschullandschaft macht auch allzu deutlich, daß die Ursachen für die jeweilige Rechtswirklichkeit höchst unterschiedlich sind. Es ist ein Irrglaube, daß allein Paritätenregelungen einen Geist der Freiheit im Wissenschaftsbereich gewährleisten können. Mangelnde Standhaftigkeit vieler Hochschullehrer, ein ganz wesentliches Problem unserer Universität, gibt es in vielen Bereichen. Und im übrigen: Verursacher von Pressionen gibt es nicht nur in bestimmten Mitgliedergruppen an der Hochschule.

Klaus Kübel

Biographische Notizen

Dr. Klaus von Dohnanyi, geb. am 23. Juni 1928 in Hamburg als Sohn des Reichsgerichtsrates Hans von Dohnanyi erhielt seine Ausbildung an humanistischen Gymnasien in Berlin, Leipzig und Kloster Ettal. Nach dem Abitur 1946 studierte er Rechtswissenschaften an der Universität München (Referendarexamen und Promotion 1949) und in den Vereinigten Staaten an den Universitäten Columbia, Stanford und Yale (Yale-Abschlußexamen, Bachelor of Law 1953).

Nach seiner Tätigkeit am Max-Planck-Institut für internationales Privatrecht übernahm Klaus von Dohnanyi Aufgaben bei der Ford Motor Company in Detroit und trat 1954 in die Firma Ford, Köln, ein. Von 1956 bis 1960 war er Leiter der Planungsabteilung der Firma. 1957 legte er die 2. juristische Staatsprüfung ab.

Von 1960 bis 1967 war er als geschäftsführender Gesellschafter des Instituts für Marktforschung und Unternehmensberatung Infratest tätig und wurde 1968 zum Staatssekretär im Bundesministerium für Wirtschaft ernannt.

Bei der Bundestagswahl 1969 kandidierte Klaus von Dohnanyi für die SPD und wurde in den Deutschen Bundestag gewählt. Im Oktober 1969 wurde er zum Parlamentarischen Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft berufen.

Von März 1972 bis Mai 1974 war Klaus von Dohnanyi Bundesminister für Bildung und Wissenschaft als Nachfolger von Professor Dr.-Ing. Hans Leussink.

Prof. Dr. Paul Mikat, geb. am 10. Dezember 1924 in Scherfede (Westfalen), katholisch, verheiratet, drei Kinder, Besuch der Volksschule und des Gymnasiums in Essen, dort auch Lehr- und Praktikantenzeit in der Gußstahlfabrik Fried. Krupp. 1942–1945 Kriegswehrdienst. Nach Studium der kath. Theologie, Philologie (Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte) und Rechtswissenschaften Promotion und Habilitation. Seit 1957 o. Professor der Rechte (z. Z. Universität Bochum). Präsident der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft. o. Mitglied der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. U. a. Mitherausgeber der Zeitschrift für das gesamte Familienrecht, des Jahrbuchs für Sozialwissenschaften Civitas, der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft sowie der Staatskirchenrechtlichen Abhandlungen. Seit 1945 Mitglied der CDU. 1962–1966 Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen; 1963–1965 Präsident der Ständigen Konferenz der Kultusminister und Vorsitzender des Kulturpolitischen Ausschusses des Bundesrates. 1966–1969 Mitglied des Landtages von Nordrhein-Westfalen. Seit 1969 Mitglied des Deutschen Bundestages, Mitglied des Fraktionsvorstandes und Justitiar der CDU/CSU-Fraktion.

Prof. Dr. M. Rainer Lepsius wurde am 8. Mai 1928 in Rio de Janeiro geboren. Er studierte Volkswirtschaft, Soziologie und Geschichte an den Universitäten in München, Köln und London. Diplom-Volkswirt 1950, Promotion 1955 in München. Studienaufenthalt an der Columbia University in New York. Assistent am Soziologischen Institut der Universität München. 1963 habilitierte er sich für Soziologie und wurde auf den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Mannheim berufen. Er war verschiedentlich Gastprofessor an amerikanischen Universitäten und ist zur Zeit Mitglied des Institute of Advanced Study in Princeton. Für die Amtsperioden 1971/72 und 1973/74 wurde er zum Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gewählt. Seine wissenschaftliche Arbeit richtet sich auf die makrosoziologische Strukturanalyse der Gesellschaft, wobei er sich insbesondere mit Fragen aus dem Bereich der Politischen Soziologie und des sozialen Wandels beschäftigt.

Prof. Dr. med. Hans Werner Pia, geboren am 26. 1. 1921 in Bochum, studierte von 1939 bis 1945, unterbrochen durch Kriegseinsatz, Medizin in Marburg. Staatsexamen und Promotion zum Dr. med. 1945 in Marburg. Bis 1946 Assistent an der Marburger Nerven- klinik bei Prof. Dr. E. Kretschmer. 1946 bis Oktober 1953 chirurgische und neurochirur- gische Ausbildung unter Prof. Dr. W. Tönnis in Bochum und Köln. 1949 Studienaufent- halt bei Prof. Dr. H. Olivecrona in Stockholm. Ab Oktober 1953 an der Justus Liebig- Universität tätig. Aufbau der Neurochirurgie: 1953–1961 Neurochirurgische Abteilung der Chirurgischen Universitätsklinik, ab 1961 Neurochirurgische Universitätsklinik. 1956 Habilitation und Priv. Doz., 1961 a. o. Professor und Direktor der Neurochirurgischen Abteilung, 1962 ordentlicher Professor und Direktor der Neurochirurgischen Univ.-Klinik. 1957 v. Langenbeck-Preis der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. 1968/69 Dekan der Medizinischen Fakultät. 1968–1970 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Neuro- chirurgie. 1968–1970 Mitglied der Approbations-Kommission im Gesundheitsministerium Bonn. Seit 1969 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates der Bundesärztekammer. Seit 1971 Präsident des Training Komitees der European Association of Neurosurgical Societies. 1972 Sprecher des SFB 32 »Vergleichende Forschung in der Nervenheilkunde und in der Psychosomatik«. Mitglied, Ehrenmitglied und Korrespondierendes Mit- glied zahlreicher nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gremien und Ge- sellschaften. Verfasser und Herausgeber zahlreicher Monographien und Zeitschriften. Mehr als 200 Publikationen. Hauptarbeitsgebiete: Zentrale Dysregulation und Schädigungen des Hirnstammes bei intracranieller Drucksteigerung, frühkindliche Hirnschädigungen und Epilepsie, Fehlbildungen der Hirn- und Rückenmarkshüllen, Gefäßmißbildungen von Ge- hirn und Rückenmark, Gehirn- und Rückenmarkverletzungen, Entwicklung der micro- chirurgischen Operationstechnik und der neurochirurgischen Intensivbehandlung. Publikationen über die Reform des Medizinstudiums, der neurochirurgischen Aus- und Weiterbildung und der Neurotraumatologie. Geschichte der Trepanation und der Trepana- tionstechnik.

Assistant Professor Dr. phil. Rolf Winkes wurde am 3. September 1941 in Köln geboren. Nach Besuch des Dreikönigsgymnasiums studierte er in Köln, Marburg und Gießen Klas- sische Archäologie, Alte Geschichte, Griechisch, Ur- und Frühgeschichte und Kunst- geschichte. Er promovierte im Februar 1969 bei Professor Gross in Gießen. 1967 hatte er mit einem Stipendium des DAAD die Vereinigten Staaten und Kanada bereist. 1969 war er im Dölger-Institut an der Universität Bonn tätig und folgte danach einer Einladung als Gastprofessor an die Brown University und die University of Oregon. Seit 1970 ver- tritt er im Department of Art, Brown University (Providence, R. I.) das Fach Klassische Archäologie. Seine Publikationen beschäftigen sich vornehmlich mit Problemen des Rö- mischen Porträts. Er ist Mitglied des Archaeological Institute of America.

Prof. Dr. phil. nat., Dr. phil. h. c., Wulf Emmo Ankel wurde am 7. 8. 1897 zu Frankfurt (Main) geboren. Abitur des humanistischen Lessing-Gymnasiums 1916, anschließend an der Westfront bis Kriegsende. 1919 Studium der Biologie und Geologie an der Uni- versität Frankfurt (Main). 1923 Promotion als Schüler von *Otto zur Strassen*. 1923–1926 Stipendiat der Deutschen Notgemeinschaft und Assistent an der Biologischen Anstalt Helgo- land. Seit September 1926 planmäßiger Assistent am Zoologischen Institut der Universität Gießen (Direktor: Prof. Dr. W. J. Schmidt). Habilitation: 1930, apl. Professor: 1937. Februar 1939 Berufung auf den Lehrstuhl der Zoologie an der TH Darmstadt und zum Direktor der Zoologischen Abteilung des Hessischen Landesmuseums. 1939–1941 Kriegsdienst an der Westfront. 1952 Berufung auf den Lehrstuhl für Zoologie und Vergleichende Anatomie der Justus Liebig-Hochschule Gießen. 1953 Teilnahme an der Xarifa-Expedition von Dr. Hans Hass. 1956 drei Monate Aufenthalt in den USA auf Einladung der National Academy of Science. 1957–1959 Rektor der Universität Gießen. 1958–1961 Vertreter der Bundes- republik im Advisory Committee for Natural Science der UNESCO. Februar–März 1963: Kolumbien-Reise von 5 Gießener Professoren und Gründung des Instituto Colombo-Alemán in Santa Marta. Zahlreiche Arbeitsaufenthalte an den Zoologischen Stationen Neapel, Rovigno, Kristineberg, Helsingør, Woods Hole, La Jolla. Herausgeber der »Zeitschrift für Morphologie und Ökologie der Tiere« und der »Zoologica«. Rund 160 Veröffentlichungen, vor allem auf dem Gebiete der Molluskenkunde, der Geschlechtszellenbildung, der Meeres- biologie und der Entwicklungsphysiologie der Süßwasserschwämme. Nach der Emeritierung 1965 Senatsbeauftragter für das Instituto Colombo-Alemán, die Außenstelle des Tropa- nistikums der Universität Gießen in Süd-Amerika. 1967 Dr. phil. h. c. der Philosophischen Fakultät Gießen. Seit 1954 Mitglied der »Leopoldina«.

Prof. Dr. phil. Odo Marquard wurde 1928 in Stolp/Pommern geboren. 1947–54 Studium der Philosophie, Germanistik, ev. Theologie und kath. Fundamentaltheologie in Münster und Freiburg/Br. 1954 Promotion in Freiburg/Br. 1955–63 Assistent am Philosophischen Seminar der Universität Münster. 1963 Habilitation und Privatdozent in Münster. 1965 bis 1967 Mitglied des Gründungsbeirats der Universität Bielefeld. 1965 ordentlicher Professor für Philosophie II und Direktor des Seminars für Philosophie der Universität Gießen. 1968 Ablehnung eines Rufs an die Universität Konstanz. 1970/71 Dekan der Philosophischen Fakultät; nach deren Ende Mitglied im Fachbereich Germanistik und im Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft der Justus Liebig-Universität. – Buchveröffentlichungen: *Skeptische Methode im Blick auf Kant* (1958); *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie* (1973).

Prof. Dr. phil. Gerhard Müller, geboren am 3. November 1907 in Erfurt/Thüringen; humanistisches Gymnasium ebenda. Studium der Klassischen Philologie und Philosophie in Göttingen und Kiel. Promotion 1934 in Königsberg. Nach Jahren des Schuldienstes Lehrbeauftragter in Kiel bis zum Kriege. Danach Habilitation in Kiel (1947). Extraordinarius in Münster, 1958–62, seitdem Inhaber des Lehrstuhls für Philologie in Gießen. Bücher und Aufsätze über Platon, griechische Tragödie, Lucrez.

Prof. Dr. Friedrich Wolfzettel, geb. 18. 8. 1941 in Beuthen (Oberschlesien) – seit 1960 (vom Wehrdienst unterbrochenes) Studium der Romanistik, Anglistik und Slawistik in Heidelberg und Lyon – 1967 Staatsexamen in Heidelberg und freie Mitarbeit am Bibliographischen Institut Mannheim – seit 1968 Wiss. Assistent am Romanischen Seminar der Justus Liebig-Universität Gießen – 1969 Promotion (Hauptfach Franz. Literaturwissenschaft) in Heidelberg – 1973 Habilitation (Romanische Philologie) in Gießen. Publikationen: *Michel Butor und der Kollektivroman. Von »Passage de Milan« zu »Degrés«*, Heidelberg 1969; (mit Ulrich Mölk) *Répertoire métrique de la poésie lyrique française des origines á 1350*, München 1971.

Neben zahlreichen Rezensionen zur altprovenzalischen, altfranzösischen und modernen französischen Literatur mehrere Aufsätze über den naturalistischen Roman Zolas (darunter ein Forschungsbericht), Beiträge über Michel Butor und den Literaturkritiker Maurice Blanchot, über die Renaissancenovelle bei Margarete von Navarra und die altfranzösische Epik und eine vergleichende Studie zum spanischen und portugiesischen Sozialroman des ausgehenden 19. Jahrhunderts.



Ihr Partner

**für
raumakustische
Probleme**

Unsere Spezialisten sind Ihr Partner, wenn es darum geht, optimale Lösungen für Ihre Akustikprobleme zu erarbeiten.

Hinter Ihnen steht das technische know-how eines modernen Industrie-Unternehmens – und zwei Spitzenprodukte unter den Akustikplatten: Mikropor und Variantex.

Nutzen Sie diese Vorteile für die Planung Ihrer Akustik- und Lüftungsdecken. Unsere Spezialisten beraten Sie unverbindlich.

Wilhelmi-Akustik

Holzwerke H. Wilhelmi KG., Dorlar bei Gießen
Briefanschrift: 63 Gießen, Postfach 21540
Ruf Wetzlar (06441) 45757, FS: 0483828 akust d



QUALITÄTS-
GIESSEREI-
ROHEISEN

MARKE BUDERUS

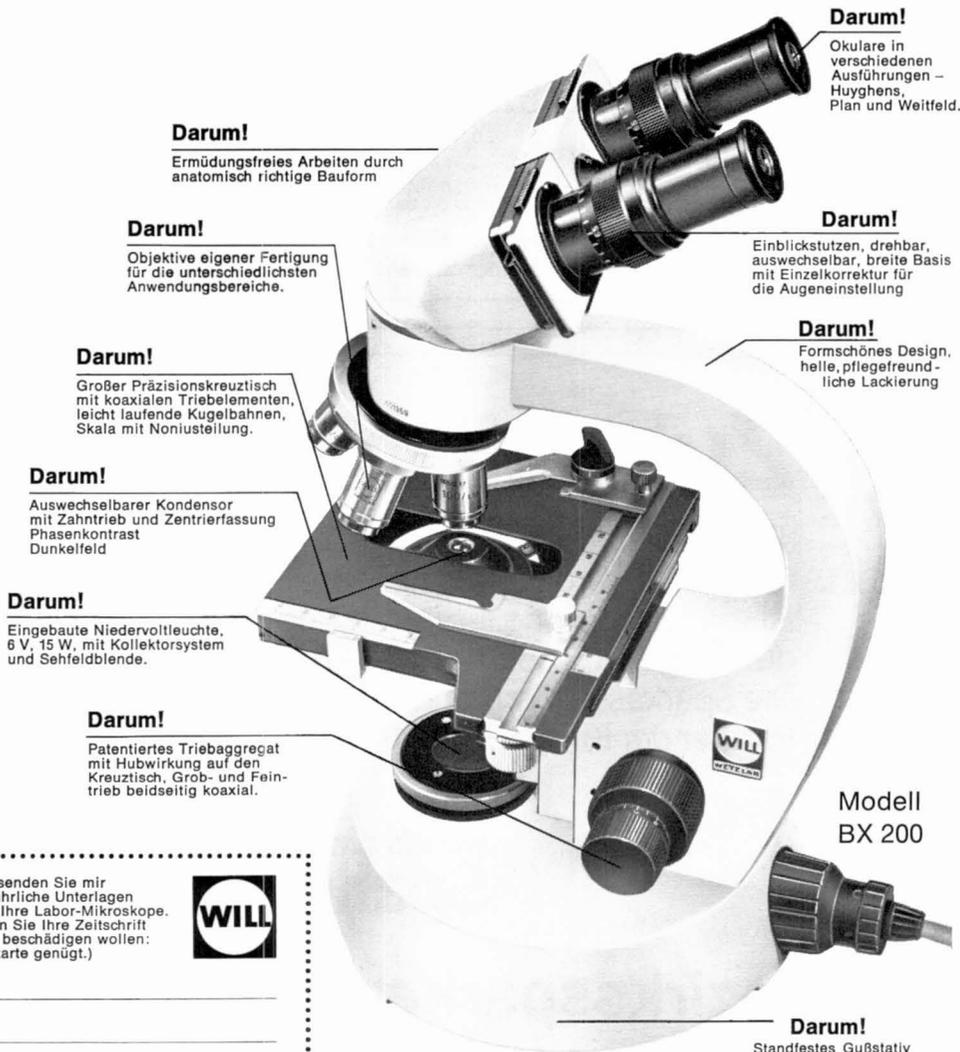
NASSAUISCHE
EISENERZE



HESSISCHE
BERG-UND HÜTTENWERKE AKTIENGESELLSCHAFT
WETZLAR



Wissen Sie eigentlich, warum immer mehr Institute mit Will-Mikroskopen ausgerüstet werden? Darum!



Darum!

Ermüdungsfreies Arbeiten durch anatomisch richtige Bauform

Darum!

Objektive eigener Fertigung für die unterschiedlichsten Anwendungsbereiche.

Darum!

Großer Präzisionskreuztisch mit koaxialen Triebelementen, leicht laufende Kugelbahnen, Skala mit Noniusteilung.

Darum!

Auswechselbarer Kondensator mit Zahntrieb und Zentrierfassung Phasenkontrast Dunkelfeld

Darum!

Eingebaute Niedervoltleuchte, 6 V, 15 W, mit Kollektorsystem und Sehfeldblende.

Darum!

Patentiertes Triebaggregat mit Hubwirkung auf den Kreuztisch, Grob- und Feintrieb beidseitig koaxial.

Darum!

Okulare in verschiedenen Ausführungen – Huyghens, Plan und Weitfeld.

Darum!

Einblickstutzen, drehbar, auswechselbar, breite Basis mit Einzelkorrektur für die Augeneinstellung

Darum!

Formschönes Design, helle, pflegefreundliche Lackierung

Modell
BX 200

Darum!

Standfestes Gußstativ

COUPON

Übersenden Sie mir ausführliche Unterlagen über Ihre Labor-Mikroskope. (Wenn Sie Ihre Zeitschrift nicht beschädigen wollen: Postkarte genügt.)



Name/Firma

Ort

Straße

WILHELM WILL KG · Optisches Werk
Abteilung XX · 6331 Nauborn/Wetzlar · Postfach 40

Harmonisch: **Gail** Keramik

Wann immer ein Architekt oder Bauherr einen Baustoff besonderer Güte wünscht — Keramik von Gail erfüllt die Anforderungen.

Gail Baukeramik: Spaltplatten und Spaltriegelchen, Verblendklinker, Sparverblender, glasiert und unglasiert. Für Außen- und Innenwandbekleidungen. Für Bodenbeläge, vom Wohnhaus bis zur Industrieanlage.

Gail Interieur-Keramik: Erlesene Glasuren und Dekore für die kultivierte Boden- und Wandgestaltung von gewerblichen und privaten Räumen aller Art.

Gail Element-Keramik: Baukeramische Produkte und Verfahren für die Herstellung von Bauelementen im Rahmen der industriellen Vorfertigung.

Gail Schwimmbad-Keramik: Öffentliche und private Schwimmbäder in aller Welt erhalten ihr attraktives Aussehen durch Gail-Erzeugnisse.

Fordern Sie ausführliches Informationsmaterial an.

Gail

D 6300 GIESSEN 1 · POSTFACH 5510
TELEFON 0641/7031 · TELEX 04/82871



**Baukeramik · Interieur-Keramik · Verblendklinker
Element-Keramik · Schwimmbad-Keramik**

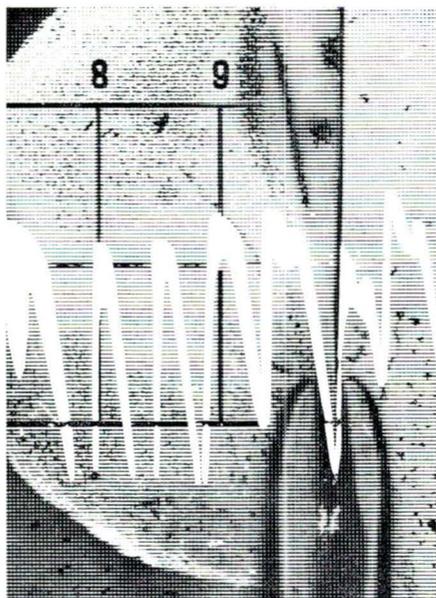
Zukunft. Mit uns.

Jung getan ist alt gewohnt. Das gilt auch für das Sparen. Denn für ein Sparkassenbuch ist man nie zu jung. Es ist ein Begleiter durchs ganze Leben.

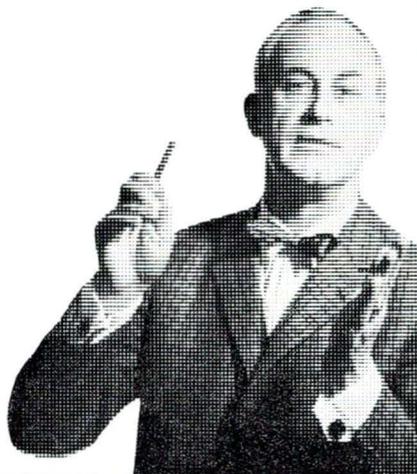
Die Sparkasse, Partner der Eltern, wird zum Partner der Kinder. Ihrer Kinder!

wenn's um Geld geht
Sparkasse

Bezirkssparkasse Gießen



Buderus – Ihr guter Partner Tag für Tag



Buderus schreibt Forschung ganz groß

Was ist der Name Buderus? Ein Versprechen! Denn hinter jedem Gerät, das diesen Namen trägt, steht ein Unternehmen von Rang. Es bürgt für Qualität. Für Wirtschaftlichkeit. Und für denkbar höchstes technisches Niveau. Das gilt natürlich auch für sämtliche Produkte, die Sie brauchen.

Für alle, wie zum Beispiel: Heizkessel aus Guß und Stahl, Heizkörper, Kesselanlagen, Luftheizautomaten, Raumklimageräte, Heizeinsätze, Warmluft-Automaten; Druckrohre und Formstücke, Abflußrohre, Kanalguß, Badewannen, Sanitärguß,

Industrie-, Maschinen- und Fahrzeugguß; Leichtmetallguß, Stahlfeinguß, Kunstguß; Stahlbeton-Schleuderrohre, Schleuderpressebetonrohre, Spannbetonhohlplatten, Zemente, Putz- und Mauerbinder; Sondermaschinen, Maschinenbau, Einrichtungen, Industrieanlagen.

Buderus – dieser Name gibt Ihnen Sicherheit: Sie können nicht besser kaufen. Darum lohnt es sich für Sie, immer auf den Namen Buderus zu achten.

Buderus · 633 Wetzlar · Postfach 1220

Buderus

**VOKO: Die neue Büro-Dimension.
Organisation plus Technik.**



**VOKO - Franz Vogt & Co., Pohlheim, Ortsteil Garbenteich
Postanschrift: 63 Gießen, Postfach 6540, Tel. 06404/501****



**Europas größte
Hagelversicherungsgesellschaft**

- über 2,2 Milliarden DM Versicherungssumme -

Wir versichern:

- 1. Alle landwirtschaftlichen Kulturen**
- 2. Alle gärtnerischen Freilandkulturen**
- 3. Gewächshäuser und Kulturen unter Glas gegen Hagel und Sturm**
- 4. Kulturen unter Glas gegen Verderbschäden**

NORDDEUTSCHE HAGEL-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT

auf Gegenseitigkeit

6300 Gießen, Wilhelmstraße 25

Ein Haus voller Fachgeschäfte.



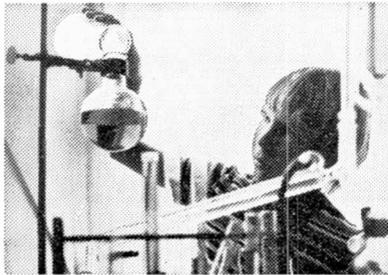
Fachkundige Beratung und ein tüchtiger Kundendienst sind heute genauso wichtig wie ein umfassendes, hochwertiges Angebot mit fairen Preisen.

Über einen hohen Qualitäts-Standard und günstige Preise brauchen wir hier nicht zu reden. Die sind bei unserem Namen selbstverständlich.

Daß aber alle unsere Abteilungsleiter ausgebildete Fachkräfte sind, und daß unser technischer Kundendienst hierzulande einer

der größten ist, das sollte hier einmal betont werden.

Bei Neckermann kaufen ist darum nicht „nur“ eine Sache der „kurzen & bequemen Wege zu 40.000 verschiedenen Artikeln“. Sondern ganz einfach eine Frage der Vernunft.



**Bei uns wächst das Geld
für sein Studium heran.
Karriere machen wird er
dann schon selbst.**

Damit Sie später an seiner Ausbildung nicht sparen müssen, fangen Sie mit dem Sparen möglichst jetzt schon an. 624 Mark im Jahr vermögenswirksam angelegt, sind ein guter Weg. In Form eines prämienbegünstigten Sparvertrags bringen sie jahrein, jahraus fette Prämien und Sparzulagen vom Staat und dazu noch hohe Zinsen.

Kommen Sie deshalb bald zu uns. Denn Ihre Kinder sollen es ja besser haben.



Wir bieten mehr als Geld und Zinsen

Handels- und Gewerbebank Gießen

Ihre Ausflugsziele in Oberhessen



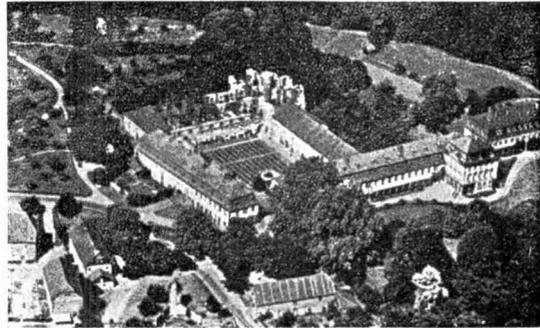
**BURGHOTEL
HATTSTEINER HOF**
6309 MÜNZENBERG 2
Telefon 06 03 04 / 577

Exquisite Küche
Individuelle Bedienung
Konferenzraum, Festsaal
und Terrasse
Moderne Fremdenzimmer
mit Bad und Telefon



Alte Klostermühle
6301 ARNSBURG
Telefon 0 64 04 / 20 20

Nebenräume
für 10 bis 80 Personen
Saal für 150 Personen
Reiten und Ponyfahren
40 Betten
zum Teil mit Bad und WC
Großer Garten
geeignet besonders für Be-
triebsfeiern bis 200 Personen
Ausgezeichnete
Parkgelegenheit



Inhaber: Familie KLAUS GÜTLICH

Sie beabsichtigen einen Wohnortwechsel ?

Wir möchten Ihnen die Universitätsblätter auch weiterhin zusenden !

Schreiben Sie deshalb
bitte eine Karte
mit der berechtigten Anschrift
an die



Gießener Hochschulgesellschaft e. V.

z. Hd. des Schatzmeisters
Herrn Direktor Paul Engfer
in Fa. Buderus'sche Eisenwerke

633 Wetzlar · Postfach 201



